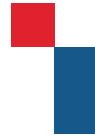




möwe

Amt für Mission, Ökumene
und kirchliche Weltverantwortung
Evangelische Kirche von Westfalen



Westfalen • Welt • Weit

Nachrichten aus Mission, Ökumene und
kirchlicher Weltverantwortung

2021 | Jahrgang 11



MISSION

„Ist für mich ...“

„Ist für uns ...“

In einer zerrissenen Welt die Schönheit des Glaubens bezeugen -
Herausforderung des 21. Jahrhunderts

4 Mission still possible

Editorial

6 Mission ist für mich...

Individuelle Zugänge

16 Mission ist für uns...

- 16 Einladend – inspirierend – evangelisch:
Acht Thesen zum Missionsverständnis der Evangelischen Kirche von Westfalen
Annette Muhr-Nelson
- 18 Niemand wird allein gerettet – Mission inmitten einer zerrissenen Welt
Leonardo Schindler
- 20 Abschied vom Institutionalismus – Beitrag zur digitalen Tagung „Mission today“
Chris Davies
- 22 Von *Ad Gentes* zu *Fratelli Tutti* – Vatikanum II und die Erneuerung des Missionsverständnisses in der römisch-katholischen Kirche
Jean-Gottfried Mutombo
- 24 Mission heißt, in einer zerrissenen Welt Zeugen des Evangeliums zu sein
Interview mit Jochen Motte
- 26 Mission gemeinsam – Erfahrungen aus der Vereinten Evangelischen Mission
Claudia Währisch-Oblau
- 29 Brücke zwischen Kirche und Synagoge
„Vom Judentum lernen – statt zu missionieren“
Christian Hohmann
- 31 Ruf zur Umkehr – Interreligiöser Dialog und Mission
Ralf Lange-Sonntag

- 
- 33 Gegen Ungerechtigkeit, Ungleichheit und Umweltzerstörung
Mission und Da'wah als Brücke zwischen Christentum und Islam
Ali Ghandour
 - 34 Kirche als bunter Teil einer multikulturellen Gesellschaft
Interkulturelle Entwicklung in der westfälischen Kirche
Beate Heßler
 - 36 „Existieren. Sprechen. Präsentieren. Und beschreiben, was wir mit Gott erleben“
Interview mit dem persischen Pastor Mehrdad Sepehri Fard
 - 37 Das WWW als kirchlicher Raum – digitale Ökumene wird neuer Arbeitsbereich des Amtes für MÖWe
Christina Biere
 - 40 Brauchen wir einen neuen Begriff?
Gespräch zwischen Kuno Klinkenborg und Miriam Albrecht über die zukünftigen Herausforderungen einer missionarischen Kirche

43 Abschiede

- 43 Potential für die Erneuerung der ganzen Kirche
Interview mit Oberkirchenrat Dr. Ulrich Möller
- 46 Gott will uns heiter sehen!
Interview mit Pfarrer Martin Domke

50 Aktionen und Materialien

- 50 Die Orangen-Aktion „Süß statt bitter“
- 52 63. Aktion von Brot für die Welt „Eine Welt. Ein Klima. Eine Zukunft.“
- 53 Exit Fast Fashion
- 54 Der Ökumenische Rat der Kirchen tagt in Karlsruhe

Mission still possible!



„Mission“ ist der Name einer südamerikanischen Rebsorte und der einer Feigenart. Wir kennen Raumfahrtmissionen, und den

Älteren unter uns sagt der Action-Film

„Mission: impossible“ (1996) mit Tom Cruise

etwas. Wenn die UN für eine völkerrechtlich-humanitäre Unternehmung Truppen in eine Krisenregion schicken, nennen sie das „Mission“.

Wir widmen unsere Jahrespublikation dem Thema „Mission“, weil wir im Umbruch sind und zu formulieren versuchen, was uns trägt und leitet. „Wir“ das ist die MÖWe, das Amt für Mission, Ökumene und kirchliche Weltverantwortung, das auf eine Vereinigung mit dem igm, dem Institut für Gemeindeentwicklung und missionarische Dienste, zugeht. Die frühere Trennung zwischen „innerer“ und „äußerer Mission“ ist schon lange nicht mehr sinnvoll, und so versuchen wir, unsere Arbeitsbereiche gemeinsam anzuschauen und zu entdecken, wo sich kirchlicher Entwicklungsdienst, Partnerschaftsarbeit, Konfessionsökumene, missionarischer Gemeindeaufbau, interreligiöser Dialog, Glaubenskurse, Werkstatt Bibel, Gemeindeberatung und -entwicklung, Kirche kunterbunt und Offene Stadt-kirchen, Gospelchorarbeit, internationale Jugendbegegnungen, Klimagerechtigkeit und Anti-Rassismus-Arbeit gegenseitig etwas zu sagen haben, sich durchdringen, ergänzen, bereichern.

„Mission“ gehört zur Kirche wie Gottesdienst, Diakonie und Seelsorge. Erkennbar sein in allem, was wir tun, auskunftsähnlich über unseren Glauben und unser Menschenbild, glaubwürdig in allem, was wir sagen und tun.

So steht Kirche in dieser Welt für die Anwesenheit Gottes ein – „Lobbyistin der Gottoffenheit“ sagt unsere rheinische Schwesterkirche. Das ist unser Auftrag, unsere Mission. Es ist gut, sich immer mal wieder klar zu machen, wie weit das geht und was damit alles zusammenhängt. Denn oft genug sind wir kleinmütig und sind unsere Taten und Worte geistlos und leer. Aber Gott selbst ist es, der in diese Welt gekommen ist, um ihr Frieden und Versöhnung zu bringen. Und wir sollen und dürfen mitmachen, wir dürfen teilhaben an Gottes Mission. Das ist großartig!

In grünen und links-liberalen Kreisen, die es auch - wen wundert's – in der (evangelischen) Kirche gibt, fasst man den Begriff „Mission“ allerdings nur mit Fingerspitzen an. Das verwundert unsere Mitchristen aus Tansania und dem Kongo sehr. Denn trotz aller negativer Auswirkungen der Kolonialzeit, die bis heute nachwirken, sind die Missionsbewegungen der christlichen Kirchen dort überwiegend in positiver Erinnerung, denn mit der westlichen Kultur brachten sie eben auch Bildung, Gesundheitswesen und eine Infrastruktur, die zumindest ansatzweise Armut zu bekämpfen half. 60 Jahre nach dem Ende der Kolonialzeit sind unsere afrikanischen und asiatischen Gesprächspartner*innen emanzipiert und bringen ihre eigenen theologischen Traditionen und Denkweisen ins Gespräch – manches Mal überraschend klar und deutlich für uns.

Das Gespräch über Glaubenserfahrungen, das Ringen um ethische Orientierung in komplexen Zusammenhängen und die Entwicklung von nachhaltigen Projektideen zur Verbesserung der Lebenssituation der Marginalisierten gehören zusammen, und wir tun es zunehmend in diversen, international zusammengesetzten Gruppen. Das gibt Hoffnung, denn „Mission“ ist stets



auch Suche. Nur gemeinsam mit den Schwachen, zugewandt, aufmerksam lauschend finden wir Gottes Spuren auf unseren Menschenstraßen. „Geht hin in alle Welt“, um Gott zu suchen. Er (oder sie) ist schon da!

In unseren zwei Kapiteln „Mission ist für mich“ und „Mission ist für uns“ nehmen wir Sie mit auf Entdeckungsreise. Vielleicht haben Sie nach der Lektüre mehr Fragen zum Thema „Mission“ als Antworten. Das wäre ein guter Anfang für ein weiterführendes Gespräch!

Eine anregende Lektüre im Namen aller Autorinnen und Autoren wünscht Ihnen

Annette Muhr-Nelson



„Mission“ Feige



United Nations
Friedens Missionen



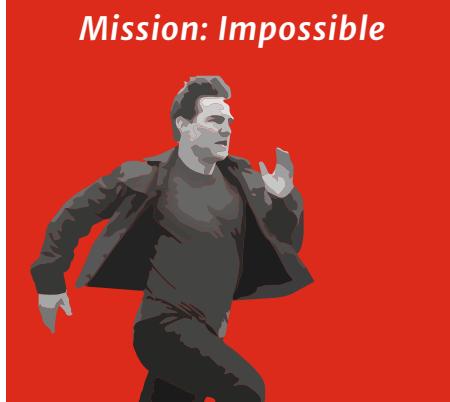
Space Missions

These 8 vgl. „einladend - inspirierend - evangelisch - acht Thesen zum Missionsverständnis der EKvW“ (Link s.S.16)

Der missionarische Auftrag der Kirche verpflichtet und ermutigt uns zu einer einladenden Kommunikation des Evangeliums. Im gemeinsamen Hören, Beten, Feiern brechen wir auf, bereit uns zu verändern und zu engagieren - gerade auch im Dialog mit Menschen aller Generationen, anderer Religion und Weltanschauung. Wir wollen zeigen, was wir lieben, und verstehen, was uns trägt.

Als Evangelische Kirche von Westfalen sind wir im Horizont von Gottes Mission (missio Dei) zu den Menschen unserer Gesellschaft gesandt, um die in Christus Person gewordene Liebe Gottes und seine begleitende Gegenwart in Wort und Tat als das eine Wort Gottes zu bezeugen. Angesichts der zunehmenden konfessionellen, religiösen und kulturellen Vielfalt stellt sich die Herausforderung, neben den bewährten auch neue Formen des Kirche-Seins und der Verkündigung zu entwickeln. Christus beauftragt und befähigt durch die Kraft des Heiligen Geistes, die Botschaft der freien Gnade Gottes an alles Volk auszurichten (Barmen VI). Dieser Herausforderung nimmt sich die Evangelische Kirche von Westfalen in ökumenischer Verbundenheit an.

Mission: Impossible



Mission ist für mich...

Individuelle Zugänge



Espérance Mirindi

Mein Name ist Espérance Mirindi. Ich bin 25 Jahre alt und arbeite als Süd-Nord-Freiwillige der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) im Wichernhaus in Dortmund. In meinem Herkunftsland, der Demokratischen Republik Kongo, bin ich als Rechtsanwältin tätig.

Mission, was ist das? Für mich hat das Wort „Mission“ unterschiedliche Aspekte, aber alle haben am Ende die Bedeutung, eine definierte Aufgabe zu erfüllen.

Ich möchte den existenziellen Aspekt von Mission etwas herausarbeiten. Die Bedeutung, die ich am meisten bevorzuge und die für mich besonders wichtig ist, ist folgende: Mission ist das, was unserem Leben Sinn gibt. Als Menschen sind wir für eine gewisse Zeit auf der Erde, wir sind nicht unsterblich und jede und jeder hat einen bestimmten Auftrag im Leben. Jede ist Missionarin, ein Leader, und möchte Spuren hinterlassen, zumindest wenn sie oder er sich der Mission gestellt hat.

In Jeremia 1,5 heißt es: „Bevor ich dich im Mutterleib gebildet habe, habe ich dich gekannt, bevor du geboren wurdest, habe ich dich ausgesondert; Ich habe dich zum Propheten für die Nationen ernannt.“ - Für mich ist Mission unser aller Bestimmung hier auf Erden.

Evangelisation, Diakonie, Advocacy, Entwicklung und Partnerschaft sind die verschiedenen Facetten des Missionsverständnisses der VEM, Handlungsfelder, die dazu dienen, das Evangelium zu verbreiten.

Das sehe ich als meine Mission...

Espérance Mirindi arbeitet seit März 2021 als Süd-Nord-Freiwillige in der Zentralen Beratungsstelle für Wohnungslose der Diakonie Dortmund. Sie lebt gemeinsam mit anderen Freiwilligen im Internationalen Volunteershouse in Dortmund.

Mein Name ist Louis Sri Ananda Purba. Ich bin 23 Jahre alt, komme aus Indonesien und habe Architektur an der Universitas Atma Jaya Yogyakarta, Indonesien, studiert. Derzeit bin ich im Einsatz als Süd-Nord-Freiwillige der Vereinten Evangelischen Mission (VEM).



Louis Sri Ananda Purba

Als Christin glaube ich, dass Mission uns in die Verantwortung nimmt, ein Gefühl für das Reich Gottes in allen Dingen, in unserer Arbeit und in unseren täglichen Aktivitäten zu vermitteln. Ich bin mir bewusst, dass die Freiwilligenarbeit eines meiner Mittel ist, um Gott zu dienen. All meine Talente und Fähigkeiten in meine Arbeit als Freiwillige einzubringen, ist eine Form der Dankbarkeit für die Gaben, die Gott mir gegeben hat.

Durch meine Talente und meinen Dienst als Freiwillige lege ich Zeugnis ab - das ist ein Aspekt der Mission, ein Gefühl für das Reich Gottes zu vermitteln.

Louis Purba lebt gemeinsam mit anderen Freiwilligen im Internationalen Volunteershouse in Dortmund.



Mit 17 wurde ich Christin und dachte: „In die Mission werden eigentlich immer nur Menschen gerufen, die das nicht wollen und die Gott dann trotzdem sendet“.

Mission, das war für mich die Pflicht, allen Christinnen und Christen die Gute Nachricht (Gott liebt und rettet alle Menschen, die an ihn glauben) weiterzusagen. Und dazu noch Vieles, was man als Christenmensch tut und nicht tut. Vor allem, ehrlich gesagt, was man nicht tut.

Über die Jahre haben sich mein Verständnis des Evangeliums und mein Missionsbegriff gewandelt. Dazu hat mein Theologiestudium beigetragen, vor allem aber die Begegnung mit Menschen weltweit – mit Christinnen und Christen, aber auch mit anderen Menschen wie meiner atheistischen Familie. Ich verstehe mittlerweile sehr gut, dass viele den Begriff „Mission“ als negativ empfinden, ist er doch so lange Zeit verbunden gewesen mit Kolonialismus und Glaubenszwang. Ich finde es wichtig, Mission kritisch zu hinterfragen und theologisch zu überprüfen.

Den Begriff Mission konnte ich für mich neu füllen, als ich lernte: Mission meint zuerst, dass Gott seinen Sohn in diese Welt gesandt hat. Gott macht sich auf den Weg zu

uns! Und zwar nicht nur mit Worten, sondern inkarniert. Tatkräftig. Und die Gnade steht am Anfang. Gemeinsam mit Gott sind wir gesandt, diese Welt zu verwandeln. Das Reich Gottes hier und jetzt schon aufzurichten – wie es in biblischen Worten heißt.

Evangelisation, also die Gute Nachricht (Gott liebt und rettet die ganze Welt) zu verkündigen, ist ein Teil davon – den ich nebenbei gemerkt großartig finde. Ich zeige gerne, was ich liebe!

Mein ECP-Kollege Pastor Joko aus Java lebt mit seiner Gemeinde in der Minderheit unter Muslimen. Gemeinsam mit ihren muslimischen Mitmenschen haben sie ihr Dorf umgestaltet, betreiben ökologische Landwirtschaft und laden Menschen ein, bei ihnen eine Zeit lang zu leben und mit zu lernen. Evangelisation ist hier, wie er sagt, vor allem unsere Haltung und unser Tun. So wie Franz von Assisi gesagt haben soll: „*Verkünde das Evangelium, wenn nötig, gebrauche Worte dazu!*“



Juliane Gayk ist evangelische Pfarrerin und arbeitet im VEM-Projekt „Evangelism Contact Persons“ (ECP) mit. Als ECP-Vertreterin engagiert sie sich dafür, evangelistische Projekte wie „#kirchefeiert“ mitzuentwickeln. Auch ist sie für die Evangelische Kirche im Rheinland unterwegs im Erprobungsraum „Segensfeiern“ und als Krankenhausseelsorgerin. Juliane lebt in Essen.

„In unsere WhatsApp Gruppe schickt Ramesh Bilder von einem Workshop für junge Evangelisten in Sri Lanka. Marthe schreibt von einem besonderen Gottesdienst für Frauen in einem Dorf im Kongo. Dina bittet um Fürbitte für die Hochwasserkatastrophe in Deutschland ... Als „Evangelism Contact Person“ der VEM für die Evangelische Kirche von Westfalen bin ich Teil einer Gruppe von knapp 20 Frauen und Männern aus drei Kontinenten. Gemeinsam dürfen wir Gottes Gegenwart in dieser Welt entdecken. Und diese „Reise“ prägt mein Verständnis von Mission. Dazu drei kurze Gedanken ...

Gott kommt.

„Mission geht vom dreieinigen Gott aus (missio Dei). Gott kommt in seinem Sohn und seinem Geist in die Welt.“ Die Bibel berichtet, wie Gott uns Menschen durch sein Wort anspricht. Schließlich kommt er uns in seinem Sohn selbst nah. Und die heilige Geistkraft zeigt: Gott macht sich klein genug, um sogar in den Herzen der Menschen

zu wohnen. David Bosch schreibt: „Mission hat ihren Ursprung im Vaterherzen Gottes. Er ist die Quelle der sendenden Liebe ... Es gibt Mission, weil Gott die Menschen liebt.“ Gott kommt, weil er die Gemeinschaft zu uns Menschen sucht. Ich bin dankbar für die vielen unterschiedlichen Orte, an denen Gott sichtbar „angekommen“ ist – auf ganz vielfältige Weise.



Gott verbindet.

Gott redet – und Menschen fühlen sich angesprochen. Mehr noch: Mit den Augen des Glaubens entdecken wir, wie Gott in der Geschichte und den Ereignissen dieser Welt am Werk ist. Dabei überwindet Gott Grenzen und verbindet Menschen. „Als Lern- und Weggemeinschaft sind wir mit vielen Kirchen ökumenisch unterwegs ... In Begegnungen, im gemeinsamen Leben und Feiern sind

wir verbunden und beschenken uns mit wechselseitigen Impulsen.“ Ich bin dankbar für die weltweite Gemeinschaft, von der ich so viel lernen darf.

Gott sendet.

Jesus ruft uns zu: „Geht nun hin zu allen Völkern und lasst die Menschen ein, meine Jüngerinnen und Jünger zu werden.“ (vgl. Matthäus 28,19 | BasisBibel) Diese bekannten Worte fordern mich neu heraus: Schickt mich Gott los, damit ich von der Welt für meinen Glauben lerne? Damit ich in den Begegnungen mit anderen Neues an Gott ent-

decke? Dabei möchte ich fröhlich von Gottes Gegenwart in der Welt erzählen: „Im gemeinsamen Hören, Beten, Feiern, brechen wir auf, bereit uns zu verändern und zu engagieren – gerade auch im Dialog mit Menschen aller Generationen, anderer Religion und Weltanschauung. Wir wollen zeigen, was wir lieben, und verstehen, was uns trägt.“

Sven Körber arbeitet als Religionspädagoge im Institut für Gemeindeentwicklung und missionarische Dienste (igm) der Evangelischen Kirche von Westfalen.



Ich bin David Mushi, Pastor der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania (ELCT), aber zurzeit arbeite ich hier in Deutschland als Süd-Nord-Mitarbeiter der VEM.

Die deutsche Mission hat eine lange Geschichte in meinem Kopf. Als ich noch ein kleiner Junge in Tansania war, habe ich von meinem Großvater gute Geschichten über die deutschen Missionare der Leipziger Missionsgesellschaft gehört, die seit dem frühen 19. Jahrhundert im Norden Tansanias waren. Die gute Geschichte der deutschen Missionare in Tansania machte die meisten lutherischen Christen in Tansania stolz auf die Schwesternkirchen in Deutschland. Ich war auch stolz, und zum Teil bin ich dankbar. Als wir nach Deutschland gekommen sind, erfuhr ich eine andere Geschichte über die deutschen Missionen. Manche Menschen stehen den ehemaligen deutschen Missionaren in Tansania sehr skeptisch gegenüber. Dann stellte ich mit Erstaunen fest, dass selbst das Wort Mission oder Missionar bei vielen Deutschen einen negativen Beigeschmack hat, weil das viel mit dem Kolonialismus zu tun hat.

Andererseits ist missionarische Arbeit in deutschen Gemeinden auch nicht einfach. Dies hat verschiedene Gründe. Es gibt viele Menschen, die nicht daran interessiert sind, über Gott zu sprechen. Einige von denen, die sich für das Christentum interessieren, sind keine aktiven Mitglieder der Kirche. Die meisten Jugendlichen sehen die Landeskirche als sehr traditionell und konservativ an und denken, es gibt da nichts Neues und Zeitgemäßes. Antworten auf die Probleme der Menschen werden von Wissenschaft und Technologie erwartet, so dass die Rolle des Glaubens sehr gering bleibt. Seit dem Jahr 2020 steht die Kirche vor der Herausforderung von Covid-19.

Die Kirche musste viele Aktivitäten einstellen. Die Frage ist, werden die Christen nach der Pandemie wieder in die Kirche kommen?

Aber das Gute ist, dass Gott immer bei seiner Gemeinde ist. Die Mitarbeitenden in den Gemeinden arbeiten hart und sind sehr kreativ.

David Mushi arbeitet als ökumenischer Mitarbeiter der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) in den Kirchenkreisen Siegen und Wittgenstein. Seit 2018 lebt er mit seiner Familie in Siegen-Klafeld.



Ich bin Elizabeth Bukwimba, die Frau von Pastor Mushi. Mein Mann ist Pastor, seine Aufgabe ist es, mit Menschen zu arbeiten. Also unterstütze ich meinen Mann auf unterschiedliche Weise. Erstens finde ich es sehr gut, die Person, die ich liebe, zu begleiten. Und wir helfen uns gegenseitig bei der Betreuung unserer Kinder.

Dann engagiere ich mich in der Frauengruppe unserer Gemeinde. So habe ich die Möglichkeit, die deutsche Kultur kennenzulernen und über Gesellschaft und Kultur in Tansania zu erzählen. Außerdem beteilige ich mich an den Partnerschaftsgruppen in den Kirchenkreisen Siegen und Wittgenstein. Ich teile meine Erfahrungen auch gerne innerhalb von VEM-Programmen, wenn ich gefragt werde. Und seit Anfang des Jahres 2021 unterrichte ich Interessierte in Swahili.

Elizabeth Bukwimba ist von ihrem Arbeitgeber, dem tansanischen Außenministerium, freigestellt, um ihren Mann David Mushi nach Deutschland zu begleiten. Sie absolviert hier ein Bachelor-Studium.



Romesh Modayil
Ich teile die veraltete Auffassung nicht, dass Mission ein Nord-Süd- oder West-Ost-Unternehmen ist, das ein europäisch-zentriertes Christentum in die Welt exportiert, bei dem weiße Missionare aus Amerika oder Europa nach Afrika oder Asien geschickt werden, um die armen ‚Heiden‘ zu bekehren!

Selbst der heutige ‚umgekehrte‘ Trend, bei dem afrikanische oder asiatische Christen nach Europa oder Amerika gehen, um dort zu evangelisieren, ist nicht wirklich Mission. Mission ist für mich viel mehr als nur die klassische Evangelisierung der Welt. Meine persönliche Glaubenserfahrung und die Solidarität mit den Ausgegrenzten sind das Fundament meiner Mission. Mission heißt nicht vorerst die Verkündigung des Evangeliums in Worten, sondern in Taten, d.h. es zu leben. Wie Franz von Assisi so schön ausgedrückt hat: „*Predige das Evangelium zu allen Zeiten und benutze nur wenn nötig die Worte!*“

Mission ist nicht geographisch zu verstehen, sondern ein allseits allgegenwärtiger Sachstand. Alle, die an Jesus Christus glauben, haben den Auftrag, dort, wo sie leben, die ‚Gute Nachricht‘ zu bezeugen. Gleich zu Beginn seines Wirkens legte Jesus sein Missionsleitbild fest: den Elenden gute Botschaft zu bringen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, den Gefangenen die Freiheit zu verkündigen, den Gebundenen, dass sie frei sein sollen. (vgl. Lk. 4,18-19) Das kann man in jedem Land umsetzen, auch hier in Europa. Menschen, die mit unzureichenden Ressourcen zu kämpfen haben, Menschen, die sozial ausgegrenzt sind, Menschen, die Objekte von Mobbing, Klatsch und Manipulation sind, Menschen, die keine Zeit für ihre Familien haben, oder die von ihrem eigenen Machtgefühl getrieben werden, alle diese Menschen brauchen die Missio Dei. Es gibt viele Arten von Unterdrückung: politisch, wirtschaftlich, gesellschaftlich, geistig, usw. und der Geist Christi befähigt uns, Menschen von solchen Fesseln zu befreien.

20 Jahre lang war ich als ‚Berufsmissionar‘ (ein Ausdruck, den ich eigentlich nicht mag) in verschiedenen Kontinenten und Ländern tätig. Obwohl die obige Aussage von Jesus mein Hauptmotivationsfaktor war, um den Menschen zu helfen, sich in jeder Hinsicht ein besseres Leben aufzubauen, wurde ich in nicht-christlichen Ländern wie Indien und Indonesien oft gefragt, wie viel ich

dafür bezahlt bekomme, Menschen zu bekehren und was die politischen Motive meiner Missionsbehörde seien. Da erinnerte ich mich an die Worte in 1 Petrus 3,15-16: „*Und wenn man euch nach eurer Hoffnung fragt, dann seid immer bereit, darüber Auskunft zu geben, aber freundlich und mit Achtung für die anderen.*“

„*Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen, auf dass die überschwängliche Kraft von Gott sei und nicht von uns.*“ So schrieb Paulus im zweiten Korintherbrief 4,7. Menschen sollen das Evangelium in ihrem eigenen Kontext und ihrer eigenen Kultur neu entdecken. Dabei machen sie sich das Evangelium zu eigen und geben es auf ihre Weise weiter: mit eigenen Worten, in der eigenen Sprache und mit eigenen Ausdrucksformen des Glaubens. Und dadurch werden wir alle bereichert!

Als Missionar ist es wichtig sich einzustehen, dass unser persönlicher und kultureller Horizont begrenzt ist und dass kein Mensch die ganze Wahrheit besitzt. Hüten wir uns davor, Besserwisser zu spielen!

Wir sind nur Partner in der gemeinsamen Suche nach der Wahrheit und betrachten die Anderen nicht als Gegenspieler oder Feinde, sondern als Mitwirkende am Kommen des Reiches Gottes. Das ist für mich Mission.

Romesh Modayil war als methodistischer Pfarrer weltweit unterwegs, darunter auf den Philippinen, in Indonesien, Brasilien und Südafrika sowie in Deutschland. Zuletzt arbeitete er für das Amt für MÖWe der Evangelischen Kirche von Westfalen im Kirchenkreis Soest-Arnsberg. Seit dem Frühsommer 2021 ist Modayil im Ruhestand und will nach Indien zurückkehren. Im Norden des Landes hatte er vor einigen Jahren ein Schulprojekt gegründet, um das er sich vor Ort wieder mehr kümmern möchte.

Am Anfang des Jesaja-Buches schildert der Prophet: „**Danach hörte ich die Stimme Gottes, die sagte: „Wen soll ich senden, und wer soll für uns gehen?“ Da sprach ich: „Hier bin ich, sende mich.“**“ (Jes 6,8).

Ich habe ähnlich wie der Prophet Jesaja Gottes Berufung gespürt und Ja dazu gesagt. Jetzt bin ich sein Gesandter. Ich nehme Teil an Gottes Mission für die Menschen in dieser zerrissenen und vom Klimawandel bedrohten Welt. Der Inhalt von Gottes Mission, der Missio Dei: die gute Nachricht Jesus Christus zu verkünden, eine frohe Botschaft der Liebe und Hoffnung, der Befreiung, des Heils und der Heilung, der Gerechtigkeit und des Friedens, des Trostes und der Versöhnung.

„Missionar“, so nennt mich meine Mutter, wenn ich mit ihr rede. Das höre ich gerne, und ich bin stolz darauf. Gott hat mich geschaffen und mich mit seiner Mission in der Welt vertraut gemacht. Ich gehe gerne zu den Menschen und teile meinen Glauben an Gott mit ihnen. Ich liebe es, in einen Dialog einzutreten. Dabei respektiere und berücksichtige ich jede persönliche Meinung und selbstredend auch die von Angehörigen anderer Religionen. Wie Abraham fühle ich mich gesegnet und dazu gesandt, Segen zu sein.

Wie das geht? - Ich stelle meine mir von Gott gegebenen Gaben in den Dienst der Menschen - für die Erbauung seiner Kirche und für die Bewahrung der Schöpfung. Gottes Mission gilt den Menschen, die er nach seinem Ebenbild geschaffen hat. Ihnen offenbart er sich in Jesus Christus. Die Menschen sehnen sich nach Liebe und bedürfen der Erlösung. Sie brauchen das Wort Gottes, um im Leben aufzublühen, um vertrauensvolle Beziehungen aufzubauen, um ein Leben in Würde zu führen. Sie brauchen es, um die Welt gerechter, sicherer und friedlicher zu machen.

Um meine Mission zu erfüllen, schaue ich zuerst auf Gott, die Quelle der Mission. Daraus schöpfe ich die nötige Kraft. Hier steht das Gebetsleben im Mittelpunkt. Ich nehme den Kontext ernst und verstehe die Situation der Menschen, um eine angemessene Sprache zu finden. Ich erkenne auch, wie sehr dieser Kontext von Ungleichheit, Leid, Ausgrenzung und Diskriminierung, Ungerechtigkeit und Menschenrechtsverletzungen, Gewalt und Kriegen usw. geprägt ist. Gott möchte diesen Situationen ein Ende setzen und sehen, wie Menschen in Jesus Christus in Fülle leben (Joh 10,10) und die Schöpfung bebauen und bewahren (Gen 2,15).

In diesen Kontext gestellt heißt meine Mission zu sprechen und mich zu engagieren, bis die Gerechtigkeit als Licht in der Welt regiert (Jes 62,1). Meine Füße bewegen sich, um Frieden zu bringen (Jes 52,7). Diese Mission ist ein Zeugnis der Solidarität Gottes mit den Menschen, besonders mit den Schwachen und Armen in der Gesellschaft, vor allem mit Kindern, Frauen, Flüchtlingen, Bedürftigen. Ich sehe Gott durch sie. Für sie Partei zu ergreifen, sie zu verteidigen und ihnen aus ihrer Situation herauszuhelfen, ist die Mission Gottes. Für sie da zu sein, ihnen zuzuhören, ihnen meine Zeit und Energie anzubieten, Worte zu finden, ihnen Hoffnung zu geben und bei ihnen den Glauben an Gott und an eine Zukunft in Würde zu wecken, das verstehe ich als meinen Auftrag. Ich bin gesandt, um mit Menschen die positive Seite schmerzhafter und erschütternder menschlicher Erfahrungen zu entdecken, um sie zu trösten, zu stärken und zu ermutigen.



Dr. Jean-Gottfried Mutombo ist evangelischer Theologe, der aus der Demokratischen Republik Kongo stammt. Als Regionalpfarrer des Amtes für MÖWe ist er für die fünf Kirchenkreise Unna, Hamm, Münster, Steinfurt-Coesfeld-Borken sowie Tecklenburg zuständig. Er engagiert sich im Bereich Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung, ist Vorstandsmitglied bei Oikocredit und hat den Westfälischen Friedenspilgerweg entwickelt.



Mehr als 85 Prozent der Menschen in den Philippinen sind katholisch. Das hängt mit der spanischen Kolonialzeit zusammen, die 1898 nach mehr als 300 Jahren endete.

Die spanische Kolonialmacht brachte den katholischen Glauben in die Philippinen, repräsentiert in verschiedenen katholischen Ordensgemeinschaften, die in den Philippinen die ersten christlichen Gemeinden gegründet haben. Neben der Missionierung, der Errichtung von Schulen und Hospitälern folgten viele Missionare den Vorgaben der spanischen Kolonialmacht und waren daher Teil des Kolonialsystems. 1898 wurde die spanische Kolonialzeit durch amerikanische Soldaten beendet.

Doch statt der ersehnten Befreiung, für die sich auch der bis heute verehrte philippinische Nationaldichter José Rizal eingesetzt hatte, folgte auf die spanische die amerikanische Kolonialzeit. Nun mussten die Menschen in den Philippinen amerikanisch sprechen und kamen in Berührung mit verschiedenen protestantischen Kirchen. Die protestantischen Missionen verteilten sich über das Land und gründeten u.a. methodistische, baptistische und kongregationalistische sowie auch anglikanische Gemeinden. Im Zuge der amerikanischen Kolonialherrschaft wurden Universitäten und Krankenhäuser eröffnet, aber auch Militärbasen errichtet.

Die Missionierung der Philippinen war daher immer eng verbunden mit der Kolonialisierung des Landes. Das hat auch zu Widerständen gegen die Kolonialmächte geführt. Ein Beispiel dafür ist die Entstehung der Unabhängigen Philippinischen Kirche, die sich im 19. Jahrhundert von der vorherrschenden katholischen Kirche abgespalten hat. Zusammen mit der United Church of Christ in the Philippines und der Anglikanischen Kirche engagiert sich die Iglesia Filipina Independiente im Nationalen Kirchenrat (NCCP) für die Rechte der Ureinwohner und prangert die vielen Menschenrechtsverletzungen in den Philippinen an.

Wenn man mich fragt, was für mich Mission vor dem Hintergrund meiner philippinischen Geschichte bedeutet, dann schätze ich das Engagement einzelner Missionare und Missionarinnen, die uns einen Zugang zum Glauben an Jesus Christus eröffnet haben. Kritisch bleibt für mich dabei die Haltung mancher Missionare, die die Menschen in den Philippinen als unzivilisiert und minderwertig angesehen haben.

Heute verstehen wir in den Philippinen Mission als eine gemeinsame Aufgabe in weltweiter Perspektive, die Botschaft des Evangeliums zu bezeugen. Filipinos und Filipinas, die in der Diaspora leben, bilden christliche Gemeinden in verschiedenen Regionen unserer Welt, vor allem in den USA und in Europa. Sie verstehen sich nicht als Missionare oder Missionarinnen, sondern als Menschen, die den christlichen Glauben leben und in ihrem Alltag praktizieren als Seeleute, als Pflegekräfte, in Hotels, als Hausangestellte und als Pfarrerinnen und Pfarrer.

Für mich als Pfarrerin in meiner ostwestfälischen Gemeinde bedeutet Mission, Menschen unterschiedlicher Herkunft und mit verschiedenen religiösen Überzeugungen zusammen zu bringen, voneinander zu lernen und



sich gegenseitig im Alltag zu helfen. Das erlebe ich vor allem in unseren internationalen Gottesdiensten, die wir seit 14 Jahren in Bad Oeynhausen feiern. Dabei fasziniert mich, wie Menschen, z.B. aus dem Iran, aus Pakistan und Ägypten ihren christlichen Glauben mit uns teilen. Wie wichtig ihnen die Verbundenheit im Glauben ist, der sie durch oft sehr schwierige Zeiten ihres Lebens getragen hat. So haben wir gemeinsamen Anteil an der Mission Gottes, zu der Gott seine Kirche ruft.

Als Pfarrerin der Evangelischen Kirche von Westfalen ist mir wichtig, meinen Glauben mit Menschen zu teilen, die der Kirche nahe stehen, in gleicher Weise aber auch mit Menschen, die den Kontakt zur Kirche verloren haben. Ich freue mich, in einem Presbyterium arbeiten zu können, in dem sich alle sehr für unsere Gemeinde engagieren und versuchen Menschen aller Altersstufen und in unterschiedlichen Lebenssituationen zu erreichen und sich für sie auch Zeit zu nehmen. Mission ist Teamwork und lässt niemanden draußen, sondern wirkt inklusiv, verbindend, einladend, weil wir davon sprechen, was uns wichtig ist und was uns miteinander im Leben trägt. 

Elsie Joy dela Cruz war Pfarrerin der United Church of Christ in the Philippines (UCCP). Von 2004 bis 2006 und 2013 war sie Mitarbeiterin der Vereinten Evangelischen Mission. Heute arbeitet sie als Pfarrerin der Evangelischen Kirche von Westfalen in der Evangelischen Kirchengemeinde Volmerdings-Werste (Kirchenkreis Vlotho) und leitet die Projektstelle „Internationaler Gottesdienst“ in der Evangelischen Kirchengemeinde Bad Oeynhausen-Altstadt.

Emmanuel Boango



Als ich Christ wurde und in einem Chor meiner Kirche im Kongo sang, prägte mich der Vers aus der Bergpredigt: „So soll euer Licht vor den Menschen leuchten. Sie sollen eure guten Taten sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Matthäus 5,16).

Als ich Pastor wurde, begleitete mich der Vers: „Jesus ging von Ort zu Ort und tat Gutes.“ (Apostelgeschichte 10,38)

Und als ich mit der Leitung der Abteilung für Evangelisation, Kirchenleben und Mission der CDCC (Kirche der Jünger Christi im Kongo) beauftragt wurde, fand ich dort die Vision für die missionarische Arbeit meiner Kirche vor, die bereits von meinem Vorgänger entwickelt worden war. Dabei dachte ich sofort an die Worte Jesu in Matthäus 28,19-20: „Geht nun hin zu allen Völkern und ladet die Menschen ein, meine Jünger und Jüngerinnen zu werden. Tauf sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes! Und lehrt sie, alles zu tun, was ich euch geboten habe!“

Vor diesem Hintergrund definiere ich die Mission der Kirche als „die Erweiterung der Kirche, wo sie noch nicht angekommen ist, um das Gute zu tun, das Jesus uns geboten hat“.

Ich verstehe unter „Gutes tun“ den Akt des Handelns, um die Lebensbedingungen der Menschen zu verbessern. Neben der Verkündigung des Evangeliums, der Taufe und dem Gebet ermutigt meine Kirche daher beispielsweise Frauen zur Gründung von Mikrokreditgruppen und leistet so einen Beitrag zur Armutsbekämpfung. Wir haben auch mehrere Kampagnen gegen den Klimawandel initiiert und dabei Bäume gepflanzt. Da Malaria im Kongo eine sehr verbreitete Infektionskrankheit ist, haben wir an Sensibilisierungskampagnen für die Bevölkerung teilgenommen, damit sie lernt, wie sie sich vor dieser Krankheit schützen kann.

In Bezug auf Evangelisation nutzen wir Medien wie das Radio, um das Evangelium von Jesus Christus zu predigen. Wir haben das Evangelium an einem Ort unter freiem Himmel gepredigt, nachdem wir die Leute per Funk und schriftlich dazu eingeladen hatten. Wir nutzten verschiedene Musikgruppen in der Kirche, um Musik zu machen und vorbeikommende Menschen anzulocken. Aber wir waren uns auch stets bewusst, dass die Aufgabe immens ist und wir ohne die Mitarbeit der anderen Kirchen

nicht erfolgreich sein können. Aus diesem Grund haben wir vorgeschlagen, dass die Kirchen von Mbandaka sich zusammenschließen und eine ökumenische Plattform bilden. Dadurch können wir nun effektiver gegen die Übel unserer Gesellschaft kämpfen.

In Deutschland sind meine Erfahrungen mit der Mission noch nicht vertieft, da ich erst eineinhalb Jahre hier bin. Aber mir ist aufgefallen, dass die Kirche sich neben der Verkündigung des Evangeliums, der Taufe und dem Gebet vielen Herausforderungen stellt. Sie muss sich mit der Säkularisierung auseinandersetzen, die zu einem Rückgang der Mitgliederzahlen führt. Sie setzt sich für Umweltschutz ein, engagiert sich in der Flüchtlingshilfe und führt den Diskurs über Rassismus in der deutschen Gesellschaft. Die Evangelischen Kirchen in Deutschland arbeiten auch mit der Katholischen Kirche zusammen, um ihre Mission zu erfüllen, diesen verschiedenen Herausforderungen zu begegnen. Ich habe gesehen, dass jede Gemeinde hier in Deutschland eine eigene Webseite hat, und das finde ich sehr gut für die Erfüllung der Mission.

Zum Abschluss möchte ich sagen: ich glaube, dass die Mission noch viel weiter geht und fortgesetzt wird, bis der Herr Jesus Christus wiederkommt. Denn die Kirche Jesu Christi ist eine missionarische Kirche. Wenn die Kirche aufhört, missionarisch zu sein, wird sie verschwinden.

Pfarrer Emmanuel Boango ist ökumenischer Mitarbeiter der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) im Kirchenkreis Iserlohn und lebt seit Ende Dezember 2019 mit seiner Familie in Letmathe. Die Familie ist zu einem mehrjährigen Partnerschaftsaustausch in Deutschland, der durch die schon lange bestehende kreiskirchliche Partnerschaft mit den Gemeinden Boende und Lofoy im Kongo möglich wurde.

Boango ist Mitglied der Evangelischen Jüngerkirche im Kongo und war dort als Superintendent und als Leiter der Abteilung Evangelisation tätig.

Ich bin Pfarrer der Karo-Batak-Kirche in Nordsumatra. Diese Kirche ist durch die Arbeit europäischer Missionare entstanden. Sie errichteten Krankenhäuser, Schulen und Waisenhäuser und brachten



Albert Purba

Licht des Evangeliums. So lernten meine Vorfahren die Liebe Christi kennen. Sie nahmen den christlichen Glauben an und begannen sich an christlichen Werten und Überzeugungen zu orientieren. Manche Missionare sind mit ihren Familien für immer im Missionsgebiet geblieben. Sie starben dort und wurden begraben. Bis heute haben sie ein hohes Ansehen bei uns.

Ich lebe jetzt seit drei Jahren in Herford und erlebe, wie hier die Liebe Christi bezeugt wird. Deutschland hat seine Grenzen für Menschen geöffnet, die vor dem Krieg fliehen oder in Ländern leiden, die von Naturkatastrophen oder humanitären Katastrophen betroffen sind. In der Kirche wird für Flüchtlinge gebetet, Menschen, die unter Rassismus und Diskriminierung leiden, werden in die Fürbitte eingeschlossen.

Mission umfasst meines Erachtens aber mehr als Nächstenliebe. Mission ist für mich die Verkündigung des Evangeliums, damit Menschen Jesus Christus als Heiland sowie Herrn erkennen und bekennen. Ohne Mission wird Kirche untergehen. Mission ist Gottes

Herzschlag, und die Kirche lebt, wenn sie mit der Quelle ihres Lebens in Kontakt ist.

Meiner Ansicht nach geht Mission von der Gemeinschaft aus. Eine lebendige Kirche, die Trägerin von Veränderung sein kann, ist eine Kirche, deren Gemeindemitglieder sich nach Gemeinschaft und Anbetung sehnen. Denn in der Anbetung werden die Menschen von Gott durch das Wort begrüßt, und die Gemeinde grüßt sich untereinander. Um eine missionarische Kirche zu sein, braucht es Spiritualität und Frömmigkeit. Die Missionare, die zu meinem Volk kamen, lehrten uns zu beten und ein gottesfürchtiges Leben zu führen. Daher überrascht es mich zu erleben, dass ein Kirchlicher Unterricht nicht mit einem Gebet beginnt und endet. Jugendliche sollten im Kirchlichen Unterricht dazu ermutigt werden, eine persönliche Beziehung zu Gott aufzubauen, finde ich. Sie könnten auch dabei helfen, das Evangelium in einer neuen, zeitgemäßen Sprache und im digitalen öffentlichen Raum zu verkünden.

Liturgie, Gottesdienst, Predigt – das ganze Handeln der Kirche – muss sich immer den gegenwärtigen Herausforderungen stellen, um die Botschaft des Evangeliums in die Sprache der Menschen zu übersetzen. Daher bedeutet Mission aus meiner Sicht „*immer am Ball bleiben*“ – kritisch, statisch und dynamisch zugleich. 

Pfarrer Albert Purba ist ökumenischer Mitarbeiter der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) im Kirchenkreis Herford.



Rose Ilunga Mutombo
Ich glaube, Gott hat mich als Beraterin in die Dortmunder Mitternachtsmission - eine diakonische Einrichtung - gesandt. Meine Aufgabe ist es, Frauen, die Opfer von Menschenhandel geworden sind, zu begleiten, zu unterstützen, anzuleiten und im Hinblick auf ihre Rechte, ihren Schutz und ihre Integration zu beraten. Ich stelle meine Zeit, mein Fachwissen als Juristin und meine Leidenschaft in den Dienst von Frauen, die aus schwierigen Situationen kommen. Die meistern haben fast alles verloren und unerträgliche Erfahrungen gemacht.

Meine Kolleginnen in der Mitternachtsmission und ich versuchen, ihnen Mut zu machen, an die Möglichkeit ei-

nes Neuanfangs zu glauben, die Freude am Leben wieder zu entdecken und Hoffnung auf ein neues Leben zu schöpfen. Dazu müssen sie ihre Rechte kennen und dafür eintreten.

Wenn Frauen, die Opfer von Menschenhandel geworden sind, sich in ihrer Verzweiflung an uns wenden, versichern wir ihnen zunächst, dass eine neue Seite ihres Lebensbuchs aufgeschlagen wird. Sie von Angst und Verzweiflung zu befreien und ihnen eine Perspektive zu geben – das empfinde ich als meine Mission.

Manchmal vertrauen einige dieser Frauen niemandem mehr. Die Art und Weise, wie ich sie begrüße, berate und begleite, schafft eine Beziehung. So entsteht langsam ein Raum, in dem offene und tiefgreifende Gespräche möglich werden. Mauern fallen und Brücken werden gebaut.

MISSION IST FÜR MICH...

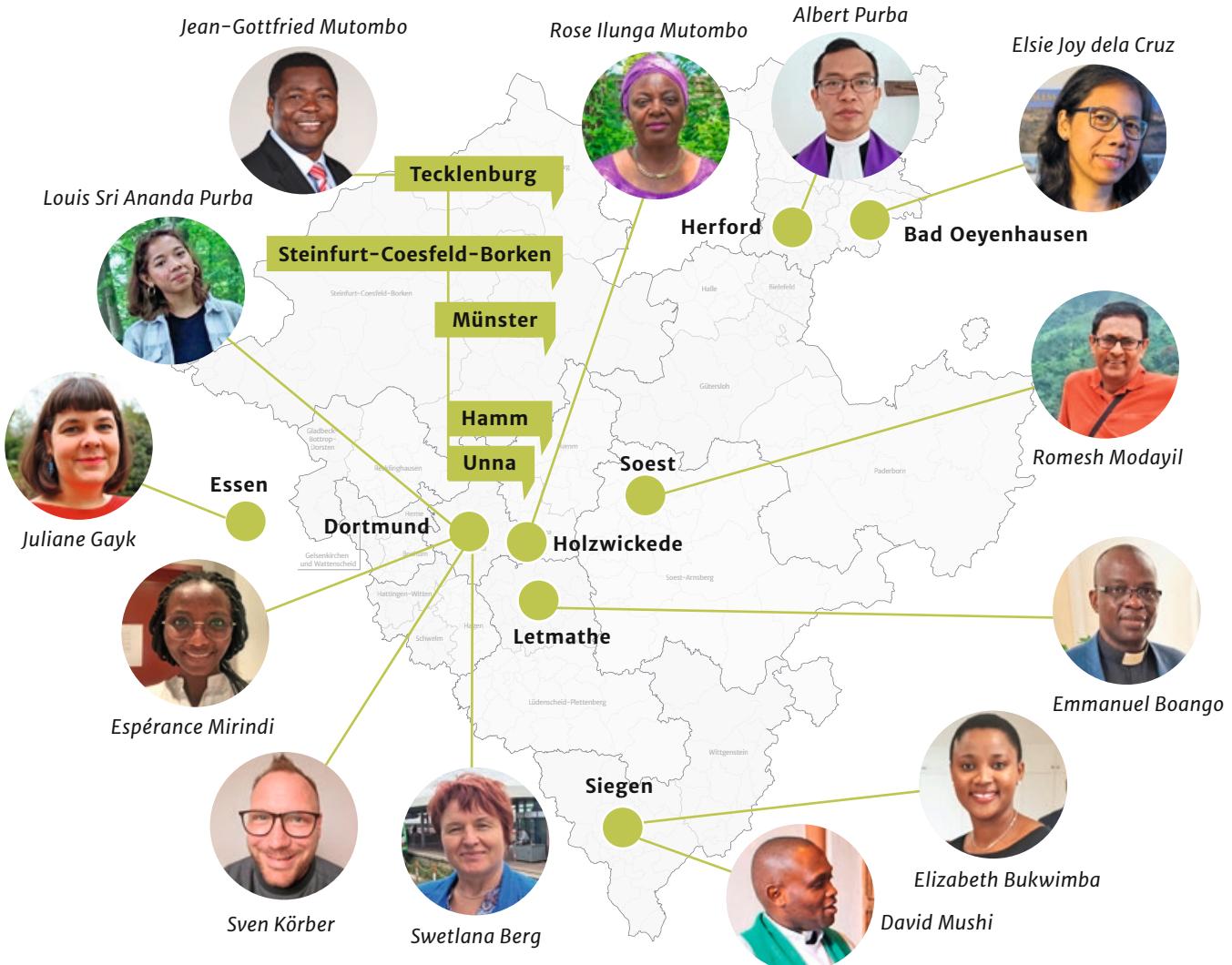
Eine der Barrieren ist die deutsche Sprache. Die Tatsache, dass ich mit den Frauen afrikanischer Herkunft auf Französisch, Lingala oder Swahili sprechen kann, ermöglicht eine Kommunikation ohne Angst. Sie sehen mich nicht nur als ihre Gesprächspartnerin, sondern auch als ihre Anwältin, Übersetzerin, Vermittlerin. Mein Gefühl ist, dass ich die Aufgabe habe, ihre kulturell geprägten Worte zu übersetzen, damit sie von ihren deutschen Gesprächspartnern verstanden werden. Sprach- und Verständnisbarrieren können so überwunden werden.

Die meisten von ihnen wagen irgendwann die ersten Schritte in ein normales Leben. Selbst diejenigen, die sich Sorgen um ihr Bleiberecht machen, lassen sich ermutigen, an die Zukunft zu glauben, wenn ich liebe- und verständnisvoll auf sie eingehe, sie begleite, ihnen bei- stehe und sie anleite.

Meine Motivation für diese Arbeit fußt auf meinem christlichen Glauben. Ich sehe in jeder Frau das Ebenbild Gottes und eine Empfängerin der Liebe Gottes. Mei-

ne Mission ist es, diese den Frauen zu bezeugen, ohne einen Unterschied nach Religion oder Herkunft zu machen. Ich stehe ihnen zur Verfügung und ich finde meine Freude daran. Durch unsere Begegnungen entstehen Beziehungen, die mich bereichern. Sie ermöglichen mir, die kulturelle und religiöse Vielfalt der Frauen kennenzulernen und davon zu lernen. Auch die Tatsache, dass ich sie in die verschiedenen Einrichtungen begleite, bereichert mich. Ich habe die Möglichkeit, mein intellektuelles Wissen zu vertiefen und die Funktionsweise der Verwaltung der verschiedenen Institutionen zu verstehen. Durch diese diakonische Arbeit trage ich auf meine Weise zu dem der Kirche anvertrauten Auftrag Gottes bei, über die Menschenwürde zu wachen und die Menschenrechte zu schützen. 

Rose Ilunga Mutombo hat in der Demokratischen Republik Kongo Jura studiert und arbeitet als Honorarkraft bei der Dortmunder Mitternachtsmission e.V.; sie wohnt mit ihrer Familie in Holzwickede.





Die Bahnhofsmission ist eine Anlaufstelle für alle Menschen, die Hilfe benötigen. „Unsere Türen stehen für alle offen“, betont Swetlana Berg, Leiterin der Bahnhofsmission in Dortmund. Ihre Aufgabe versteht sie darin, ihren Gästen immer auf freundliche Art Hilfe zur Selbsthilfe anzubieten. Hilfesuchende sind Gäste, „die willkommen sind“.

Swetlana Berg und ihr internationales Team (48 Ehrenamtliche verschiedener Herkunft) sind in blauen Westen mit einem roten Kreuz-Emblem an der linken Brustseite und auf dem Rücken im Einsatz. Sie alle wollen, dass Menschen nicht auf der Strecke bleiben – was bei einer Bahnfahrt leicht passieren kann, und Swetlana Berg meint es sowohl im übertragenen Sinne als auch wörtlich. „*Es gibt immer die Hilfe, die benötigt wird.*“ Oft in Zusammenarbeit mit vielen anderen Organisationen.

Die Bahnhofsmission – in Dortmund seit 121 Jahren im Einsatz – nennt Berg einen wichtigen Ort der Begegnung: für Menschen, egal wie alt sie sind, ob groß oder klein, auch für Kranke und Hilfesuchende und oft auch für Jugendliche. Und immer wieder zieht das Kreuz, das die Bahnhofsmission in ihrem Logo trägt, Menschen an. Viele wüssten zwar nicht, wie die Arbeit der Bahnhofsmission genau aussieht, aber sie erlebten dort Hilfsbereitschaft. „*Wir haben eine Mission: Menschen zu helfen. Aber wir missionieren nicht.*“

Manchmal werde sie gefragt: „*Können Sie mit mir beten oder kann ich in diesen Räumen beten?*“ Die Leiterin wünscht sich, sie könnte dann den Besuchern einen echten Raum der Stille anbieten, doch der Platz am Gleis ist beengt.

Die Stationsleiterin erinnert sich noch an eine ältere Dame, die aus einer anderen Ruhrgebietstadt häufig

in die Dortmunder Bahnhofsmission gekommen ist. Sie fühlte sich wohl oft einsam und suchte Kontakte. Berg suchte ihr eine Anlaufstelle an ihrem Wohnort heraus. Die Dame scheint nun dort hinzugehen, denn nach Dortmund kommt sie nicht mehr. Ein Beispiel für praktizierte Hilfe zur Selbsthilfe. Auch für Jugendliche hat Berg in Zusammenarbeit mit anderen Einrichtungen schon Plätze gefunden, damit sie sich besser treffen können.

Die Bahnhofsmission ist ebenso ein Ort des Lernens für Ehrenamtliche, weiß Berg aus jahrelanger Erfahrung. Die Arbeit hilft, andere Menschen besser zu verstehen und zudem lernt man viel über sich selbst. So habe sich eine anfangs sehr schüchterne Praktikantin während ihres Einsatzes zu einer selbstbewussten jungen Frau entwickelt. „*Ein Besuch oder die Arbeit in der Bahnhofsmission verändert Menschen, sie werden offener für andere*“, sagt Berg.

Vor Corona-Zeiten kamen Konfi-Gruppen zur Bahnhofsmission, um Einblicke in die Arbeit zu bekommen. Die Mädchen und Jungen durften mit Rollstühlen auf dem Bahnhofsgelände fahren. Dabei lernten sie, wie schwer es für Menschen im Rollstuhl sein kann, sich zu bewegen. Berg ist überzeugt, dass diese jungen Menschen die Welt und die Menschen mit anderen Augen sehen und bereit sind zu helfen, wenn es nötig ist. So vermittelt Swetlana Berg ihren Gästen stets das gute Gefühl, dass es weitergeht – es ist ihr Credo, das sie weitergibt: „*Ich darf mich nicht hängen lassen!*“

Swetlana Berg stammt aus Kasachstan und ist als junges Mädchen mit ihren Eltern nach Deutschland gekommen. Seit mehr als 20 Jahren arbeitet sie für die Bahnhofsmission in Dortmund. Das Gespräch mit Swetlana Berg führte Dirk Johnen.



Swetlana Berg



Dirk Johnen

Dirk Johnen, Referent für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit im Amt für MÖWe

Video:
[→ www.youtube.com/
 watch?v=zK9qoZf1R9I](http://www.youtube.com/watch?v=zK9qoZf1R9I)



Mission ist für uns...

Einladend – inspirierend – evangelisch

Acht Thesen zum Missionsverständnis der westfälischen Kirche

Annette Muhr-Nelson

In Berlin gibt es eins, in Düsseldorf und jetzt auch in Bielefeld. Die Rheinländer nennen ihres „*Lobbyistin der GOTT-Offenheit*“. „*Einladend – inspirierend – evangelisch*“ heißt es in Westfalen. Gemeint sind Impulspapiere, die derzeit in vielen Kirchen entstehen, und die zur Klärung über die zukünftige Rolle der Kirchen in unserer sich rasant ändernden Gesellschaft beitragen sollen.

In der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) trägt das Papier schlicht den Titel „*Impulspapier für die missionarische Weiterarbeit in der EKBO*“. „Menschen gehen zu Gott in ihrer Not“ (Dietrich Bonhoeffer) – das war auch die Erfahrung in der Corona-Krise schreiben die Autor*innen und entfalten dann für die Gemeinden und Mitglieder ihrer Kirche Ermutigungen zum Dialog über den Glauben und Ermutigungen zum gemeinsamen Handeln, die dazu beitragen sollen, sichtbar und ansprechbar zu bleiben für Menschen, die auf der Suche sind.

Ganz ähnlich das Papier, das die rheinische Landessynode im Januar dieses Jahres diskutiert hat. „Was folgt auf die Volkskirche?“ wird zu Beginn gefragt. Dann folgt ein Kapitel zum öffentlichen Reden und eins zum öffentlichen Handeln. Die Erfahrungen, die während der Pandemie gemacht wurden, fließen immer wieder durch lebendige Schilderungen und interessante Reflexionen ein. Das Schlusskapitel stellt die notwendigen innerkirchlichen Debatten dar und ermutigt zur Angstfreiheit. Und es dient dazu, für den eher ungewöhnlichen Titel „*Lobbyistin der GOTT-Offenheit*“ zu werben.

Die westfälische Kirche hat im Juni 2021 acht Thesen zu ihrem Missionsverständnis verabschiedet. Vorausgegangen war ein langer und gründlicher Diskurs, der mit dem verstärkten Zustrom von Geflüchteten im Jahr 2015 begann. Damals war das Engagement von Kirche und Diakonie groß, viele Gemeinden öffneten sich und spürten bald, dass die Menschen, denen sie zunächst nur als

Helfende begegnet waren, ihre Gemeinden bereichert und veränderten.

In den Jahren 2018 und 2019 wurde „*Kirche und Migration*“ zum Schwerpunktthema in allen kirchlichen Handlungsfeldern, und die Synode beschloss, den Prozess interkultureller Entwicklung systematisch zu fördern. In diesem Zusammenhang wurde auch gefordert, „*das Missionsverständnis unserer Landeskirche zu präzisieren*“.

Dies erfolgt nun mit den 8 Thesen – „*einladend – inspirierend – evangelisch*“ –, deren etwas sperriger Untertitel „*Das Missionsverständnis der Evangelischen Kirche von Westfalen angesichts der Herausforderungen des 21. Jahrhunderts*“ nach Arbeit und Mühe klingt.

Im Rahmen der Tagung „*Mission today*“ wurden diese Thesen, bevor sie in die Synode gingen, mit Vertreterinnen und Vertretern unserer Partnerkirchen in aller Welt diskutiert. Durch das digitale Format war es möglich, bis zu 200 Menschen aus den USA und Argentinien, aus Südafrika, Ruanda und Tansania, aus Italien, Polen, Ungarn und Rumänien und aus Korea, Indonesien und den Philippinen mit den Teilnehmenden aus Deutschland – unter ihnen auch Mitarbeitende aus internationalen Gemeinden und verschiedener Konfessionen – ins Gespräch zu bringen.

Mission als Teilhabe zu verstehen, als Teilhabe an Gottes Mission, als sein Erlösungshandeln an allen Unterdrückten, das war allen Beiträgen gemeinsam. Und das spielt auch in den westfälischen Thesen eine große Rolle.

Im folgenden sind die Beiträge von Leo Schindler und Chris Davies abgedruckt. Die komplette Tagungsdokumentation erfolgt in Kürze.

Auszug aus der Einbringungsrede der Thesen zum Missionsverständnis“ von OKR Dr. Ulrich Möller vor der Landessynode 2021:

„In seinem Buch „Das verwundete Herz Gottes“ kritisiert der koreanische Theologe Andrew Sung Park das westliche Christentum als eine Bewegung, die sich weitgehend auf die Vergebung der Sünden konzentriere. Mission entstehe dort aus dem Impuls, andere von ihrer Sünde zu retten und ihre rechte Beziehung zu Gott wiederherzustellen. Das Leben aus der Perspektive vieler Millionen Leidender sei jedoch wesentlich bestimmt durch die gelebte, existenzielle Erfahrung, unterdrückt zu werden. Ange-sichts der Tatsache, dass es auf dem Globus von 69 Millionen Flüchtlin- gen wimmele und die Erde um jeden Atemzug kämpfe, trage eine Mission, die auf dem Paradigma der Sündenvergebung aufbaue, wenig dazu bei, die gelebte Erfahrung derer zu würdigen, die unter erzwungenem Unrecht leiden.“

John Dorhauer, Kirchenpräsident der United Church of Christ (UCC) in den USA, bringt es drastisch auf den Punkt: „Die afrikanische Flüchtlingsfamilie, die ich in Sizilien traf, die das Mittelmeer in einem klapprigen Floß überquerte, und die Mutter, deren Sohn unterwegs starb und über Bord ins Meer geworfen werden musste, brauchten weder mich noch die Leiter der Waldensergemeinde, in der ich sie traf, um bei ihrer Ankunft zu sagen: „Willkommen in Italien - eure Sünden sind vergeben.““

In diesem Sinne braucht es ein neues Missionsmodell der Begleitung, um an der Seite derer, die menschenwürdiger Lebensbedingungen beraubt werden, Gottes bedingungslose Liebe zu verkörpern. Die größte Überraschung in Bezug auf Mission im 21. Jahrhundert könnte tatsächlich kommen, wenn der Westen erkennt, dass er das Missionsfeld ist.

John Dorhauer ist überzeugt: Die Mission im 21. Jahrhundert wird erleben, dass der Westen seinen Impuls für die Mission von der Vergebung als Modalität zur Begleitung verlagert. Und er (der Westen) wird erleben, dass diejenigen, die er historisch versklavt und an den Rand gedrängt hat, die Erlöser einer Region werden, die er entweiht hatte.“

Das gesamte Papier mit den Erläuterungen zu den acht Thesen findet sich u.a. hier:

→ www.moewe-westfalen.de/materialiensammlung/einladend-inspirierend-evangelisch

Ein Weckruf der Jungen Generation von Annika Huneke:

„Wir haben erlebt, dass Mission heute in der EKvW überwiegend von Menschen definiert, erklärt, ausgearbeitet und diskutiert wird, die älter als 40 sind, von Menschen, die überwiegend männlich sind, privilegiert, in Machtpositionen. Wir haben gelernt, dass es bei Mission darum geht, Räume der Begegnung zu öffnen, ohne Identitäten und Rollen festzulegen. Diese Mission besteht darin, einander zu lieben und einander wirklich zu hören und sich gemeinsam in gegenseitiger Wertschätzung und Bestätigung zu verwandeln. Sich zu öffnen, um in der Vielfalt vereint zu sein durch und mit Gott, der schon da ist. Wir haben ein Anliegen:“

Liebe EKvW. Liebe Machthaber. Macht es euch zur Aufgabe, unterschiedliche Perspektiven einzubeziehen. Überall. Immer. Machen Sie es zu Ihrer Mission, Ihre Macht mit denen zu teilen, die noch nicht gehört werden. Machen Sie Ihre Mission dialogisch und selbstkritisch inklusiv, indem Sie ständig fragen: Wer wird wie angesprochen und einbezogen? Wer entscheidet? Wer spricht und wer spricht für wen? Und noch wichtiger: Wer nicht und warum?“

These 3

vgl. „einladend - inspirierend - evangelisch - acht Thesen zum Missionsverständnis der EKvW“ (Link s.S.16)

Als Lern- und Weggemeinschaft sind wir mit vielen Kirchen öku-menisch unterwegs, - im Rahmen des Weltkirchenrats (ÖRK), der Konferenz Europäischer Kirchen, der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE), der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) in Deutschland und NRW und insbesondere mit den Mitgliedskirchen der Vereinten Evangelischen Mission (VEM). In Begegnungen, im gemeinsamen Leben und Feiern sind wir ver-bunden und beschenken uns mit wechselseitigen Impulsen. Diese Verbundenheit bildet den globalen und ökumenischen Resonanz-raum für unser missionarisches Wirken.

Niemand wird allein gerettet

Mission inmitten einer zerrissenen Welt

Leonardo Schindler

Beitrag zur digitalen Tagung „Mission today“
28.-29.05.2021, leicht gekürzt

Foto:javarman,123rf.com

Mission kommt von Gott, ist in Gottes Herz geboren, arbeitet in der Geschichte und macht es möglich, dass durch die Gnade und zur Ehre Gottes allen das Leben in seiner ganzen Fülle geschenkt wird. (Johannes 10:10) Der Kirche wird das Privileg und die Gnade zuteil, an Gottes Mission teilzuhaben.

Heute ist es eine Herausforderung für die Kirchen in Lateinamerika und besonders in der Region am Rio de la Plata, inmitten sehr komplexer Gesellschaftsstrukturen den Missionsauftrag Gottes zu erfüllen und Zeugnis zu geben.

- wachsende Armut und die Konzentration von Wohlstand entstehen
- Anwachsen sozialer, politischer, institutioneller, geschlechterbasierter und sexueller Gewalt
- Ernährungs- und Wohnungsunsicherheit
- Arbeitslosigkeit und Prekarisierung durch unsichere Arbeitsverhältnisse
- extraktivistischer Rohstoffabbau und Umweltzerstörung
- politische Manipulation von Informationen und Medien

Ein weiterer Aspekt in Lateinamerika - ebenso wie in Europa - ist die zunehmende Präsenz faschistischer Gruppen in der Öffentlichkeit, die Unzufriedenheit und Angst verschiedener Bevölkerungsgruppen nutzen, um Gewaltdiskurse und Praktiken einzuführen (durch Slogans mit stark emotionaler Wirkung), die sich gegen Politik und Demokratie wenden, Werte und Beiträge der

Wissenschaft ignorieren (so gefährlich das im Kontext einer Pandemie auch ist), ebenso wie die Rechte von Minderheiten. Ihre Aktionen haben kein anderes Ziel als die Zerstörung des sozialen Gefüges und die Einführung von Wirtschafts- und Sozialmodellen, in denen persönliche Interessen über kollektive Bedürfnisse gestellt werden.

Extreme Individualisierung wird zu einem Problem, da es die Verantwortung für die eigene Entwicklung, den Erfolg und Misserfolg komplett jeder einzelnen Person überträgt. Das bedeutet eine enorme Last und Überforderung, deren Folge nicht selten Krankheiten wie Stress, Angstzustände, Burn-out Syndrome etc. sind. Nicht das System, das ausschließt, wird in Frage gestellt, sondern diejenigen, die ausgeschlossen werden. Die Covid-19-Pandemie hat dabei bereits bestehende Missstände noch verstärkt. Deutlich wurde, dass Wohlstand zu Gesundheit und Armut zu Krankheit führt. Es ist an der Zeit zu verstehen, dass niemand allein gerettet wird und dass wir einander ohne Unterschied brauchen! Auf diesem Hintergrund fasst die Evangelische Kirche am Rio de la Plata den Missionsauftrag des Herrn in vier Punkten so zusammen.

Verkündigung des Evangeliums: Wir sind dazu aufgerufen, die bedingungslose Liebe Gottes zu verkündigen. Diese Verkündigung wird zur Guten Botschaft für diejenigen, die um ihr Überleben kämpfen und auch für diejenigen, die nach einem Sinn ihres Lebens suchen. Es ist grundlegend notwendig, dass wir ein öffentliches Zeugnis entwickeln, in dem wir zu Werkzeugen im Dienst ei-

ner besseren Gesellschaft mit mehr humanen und ökologischen Werten werden. Als protestantische Christen haben wir viel dazu beizutragen, und es ist unsere Verantwortung, das auch zu tun.

Prophetische Verkündigung: In Solidarität mit denjenigen, die das gleiche Kreuz tragen wie Christus, indem sie Unterdrückung und Misshandlungen ertragen, verstehen wir uns dazu aufgefordert, die Unterdrückungsmächte anzuprangern, weil sie im Gegensatz zu Gottes Willen stehen, der Leben, und zwar Leben im Überfluss ist. Das bedeutet unter anderem:

- Ruf nach Gerechtigkeit (Gender, Klima, Wirtschaft)
- Hingabe zur Verteidigung und Stärkung der Menschenrechte und der Sorge um die Natur
- Verkündigung des Reichen Gottes, das in Jesus Christus seinen Anfang gefunden hat und auf das wir hoffen.

Diakonisches Handeln: Wenn wir Gottes bedingungslose Liebe verkündigen, wenn wir nach Gerechtigkeit schreien und uns nach einer humaneren und ökologischen Welt sehnen, dann sind wir auch dazu aufgerufen, uns selbst so zu verhalten. Es ist unmöglich, an Mission zu denken ohne konkretes Handeln des Dienens und der Nächstenliebe als Früchte des Glaubens und des Gehorams gegenüber Christus.

Aufbau gastfreundlicher, integrativer und fürsorglicher Gemeinden: Es ist an der Zeit, eine Welt zu gestalten, die für alle Menschen einen Platz bietet ebenso wie Raum für Gemeinschaft und Fürsorge. Die Kirchen sind durch den Herrn dazu aufgerufen, Gemeinden zu schaffen, die die Liebe, die wir durch Ihn empfangen haben, widerspiegeln und deshalb gastfreundlich sind, integrativ und die allen Menschen ohne Unterschied Fürsorge bieten.

Wir kennen unsere Mission gut und wir wissen, woher sie kommt. Über die Jahre hinweg haben wir verschiedene Aufgaben entwickelt, um sie verantwortungsvoll zu erfüllen, und wir haben die missionarischen Aspekte für die Zukunft geplant. Allerdings haben die aktuelle Pandemie und die derzeitige Beschleunigung der technologischen Entwicklung Fragen aufgeworfen, für die wir momentan noch keine ausreichenden Antworten haben.

Die Pandemie und der technologische Fortschritt haben zu sozialen Umgangsformen geführt, die persönliche und virtuelle Begegnungen miteinander verbinden. Das ist ein neues Phänomen, und es ist wichtig, es im Blick zu behalten. Vor allem für die Kirchen, für die die Glaubenserfahrung im Rahmen von Versammlungen der Gläubigen ein zentraler Begriff der Ekklesiologie darstellt.

Wie wird die Gemeinde der Zukunft sein und was ist die institutionelle Auswirkung der neuen Sozialformen, die beispielsweise durch virtuelle Gottesdienste und Andachten entstanden sind? Welchen Einfluss werden sie auf das Gemeindeleben der Kirchen haben? In Lateinamerika gibt es viele Situationen, um die wir uns dringend kümmern müssen, aber dies ist ein Aspekt, der nicht vernachlässigt werden darf.

Rev. Leonardo Schindler lebt und arbeitet in Buenos Aires/ Argentinien. Er ist Präsident der Evangelischen Kirche am La Plata (IERP).



These 1
vgl. „einladend - inspirierend - evangelisch - acht Thesen zum Missionsverständnis der EKvW“ (Link s.S.16)

Mission geht vom dreieinigen Gott aus (missio Dei). Gott kommt in seinem Sohn und seinem Geist in die Welt. In Gottes Mission standen schon im Alten wie im Neuen Testament Menschen, die von ihm gesandt wurden. In dieser Mission verstehen auch wir. Die Kirche lädt Menschen dazu ein, dem Wort Gottes zu vertrauen und sich seiner Gemeinde anzuschließen.

Abschied vom Institutionalismus

Chris Davies

Beitrag zur digitalen Tagung „Mission today“, 28.-29.-05.2021, leicht gekürzt

Geliebte Gottes! Meine Berufung ist es, bei einer Geburt der Reformation zu helfen. (...) Ich habe meine Arbeit der Aufgabe gewidmet sicher zu stellen, dass die Botschaft des Evangeliums auch meine Ur-Ur-Ur-Enkelinnen noch erreichen wird. Mein Name ist Rev. Dr. Chris Davies, und ich bin Pfarrerin und Teamleiterin für christliche Erziehung, Innovation und Bildung auf der nationalen Ebene der United Church of Christ in den Vereinigten Staaten.

Als wir 2016 eine Studie für die 10-Jahres-Vision der United Church of Christ starteten, die sich auf die Antworten und den Input von Menschen unter 40 Jahren konzentrierte, war es überdeutlich, dass junge Menschen sich von allem distanzieren, was als Institutionalismus um des Institutionalismus willen erlebt wird. Die Klarheit von „call and purpose“ ist entscheidend.

Die Studie hat gezeigt, dass uns von unseren Mitgliedern und Freunden ein klarer Auftrag für „racial justice and equity“ (Gerechtigkeit und Gleichheit in Fragen der ethnischen Minderheiten) sowie Umweltgerechtigkeit gegeben wird, und zwar aus Glaubensgründen. Ich glaube, die Ereignisse des vergangenen Jahres und die weltweiten Aufstände nach dem Staatsmord an George Floyd haben dieses Bedürfnis noch verstärkt.

Ich erlebe überaus kreative Wege, wie die Botschaft des Evangeliums weitergegeben werden kann. Ich denke an die Bewegung von #progressivechristianity auf Tik-Tok, unter der Leitung von UCC-Pastor*innen, wobei die Zahl der dort Engagierten die Zahl der Mitglieder unserer Kirche übersteigt. Das deckt sich mit dem, was das Missionsdokument („einladend - inspirierend - evangelisch“ - acht Thesen zum Missionsverständnis der EKvW, Anm. d.Red.) meint, wenn es davon spricht, dass Christ*innen eine Stimme unter Vielen sind.

Wie auch immer - die Herausforderungen für das christliche Zeugnis und die Evangelisation sind vielfältig. Sie werden bemerken, dass ich sogar vor dem Wort



„Mission“ zurückschrecke. Im nordamerikanischen Kontext sind unser Kolonialismus und die Gewalt des Christentums immer noch eine ernst zu nehmende brutale Kraft in unserer Gesellschaft. Vom Kolonialismus der Siedler*innen und den Internatsschulen zum Zweck der christlichen Mission auf Kosten der Ureinwohner*innen bis hin zu der Art und Weise, wie der Weiße Christliche Evangelische Nationalismus dazu beigetragen hat, die Vereinigten Staaten in eine gefährliche politische Situation zu bringen, die zum Faschismus tendiert und in die ganze Welt exportiert wird. Eine der brisantesten Diskussionen - selbst in unseren im Allgemeinen progressiven Kirchen - ist immer noch die Frage, ob man die Flagge von der Kanzel nehmen sollte. (...)

Es gibt jedoch auch Chancen, die sich bieten. Lasst mich eine Geschichte erzählen. Im November 2017 habe ich auf meiner Facebook-Pinnwand eine Einladung zum Ritual gepostet. (...) Ich lud meine erweiterte Gemeinschaft ein - „queer, witchy God-leaning non-church folk“ - mir zu sagen, was sie brauchten, und ich würde es möglich machen. (...) Meine These ist: Verkündigung durch Rituale hält den Geist präsent, selbst dort, wo das Trauma der Worte auf diejenigen trifft, die am meisten unterdrückt werden. (...) Also habe ich Rituale (Liturgien) geschrieben: anlässlich einer Transition, einer Namensänderung, zum Neuanfang nach körperlichen Traumata, zum Beginn eines Dissertationsprojektes. Ich habe gelernt: Menschen sehnen sich nach dem Raum des Rituals, das sich auf den Geist stützt, das mit ihnen dem Leben Bedeutung abringt und Möglichkeiten zum gemeinschaftlichen Engagement aufzeigt. Ich glaube, dass Rituale ein Geschenk der Glaubenstraditionen sind, und auch wenn sich das Christentum im Hinblick auf ein spezifischeres Verständnis unseres befreienden Glaubens weiterentwickelt, ist die Verkündi-

gung des Evangeliums von größter Bedeutung, sogar im Bewusstsein und manchmal im Vermeiden der Worte, die Traumata an sich tragen. Durch diese Rituale kamen die Menschen dem Zeugnis des Geistes in ihrem eigenen Leben und in ihrer Gemeinschaft näher. (...)

Befreiung als Chance für unser gemeinsames Zeugnis braucht christliche Führungsverantwortung. Als junge, queere, ordinierte Pfarrerin weiß ich, was es heißt, in Gesprächen ausgeschlossen zu werden und auch zu erkennen, wo dies gerade geschieht. Ich glaube, meine Arbeit besteht darin, zu erkennen, wo Menschen am meisten verletzt sind, und ihnen zur Seite zu stehen. Ob in der Arbeit für „racial justice“ oder in Gesprächen über Klassismus, über Behinderung, an der Seite unserer queeren und/oder nicht binären und trans Geschwister, Immigrant*innen und Geflüchteten oder Menschen, für die die vorherrschende Sprache nicht ihre Muttersprache ist – es ist meine Aufgabe zu lernen, zuzuhören, Zeugnis zu geben und zu unterstützen. WEIL ich Christin bin.

Ich glaube, dass WIR diejenigen sind, die den Glauben zu den nachfolgenden Generationen tragen werden, an der Seite und unter der Leitung von Menschen, die uns im Glauben leiten mit dem Wissen um unsere kollektive Vergangenheit und unsere Schuld und trotzdem an der Hoffnung auf Zukunft festhalten und auf eine Welt, die wir als Ebenbild Gottes mit ihm gemeinsam erschaffen. Wo eine Mehrheitsgesellschaft versucht, Lebensumstände exklusiv zu bestimmen, in welchem Kontext auch immer, haben wir alle gemeinsam das Nachsehen.

Aus diesem Grund schätze ich sehr den Ansatz, den Sie bezüglich der Gleichberechtigung beschreiben. Das Kaleidoskop von Erfahrungen und Menschen mit einem je individuellen Zugang zu einer Version des Göttlichen, ist notwendig, um ein Verständnis für den durch Christus in der Welt inkarnierten Gott zu gewinnen. Die Geistlichen unter uns, die uns leiten werden, sind diejenigen, die in der

Vergangenheit ausgeschlossen, ausgegrenzt, diskriminiert und/oder ignoriert wurden.

Und doch rufen uns diese geistlichen Leiter*innen zur Botschaft des Evangeliums auf, die ein Bild von einer Welt zeichnet, in der die am stärksten unterdrückten Menschen den Weg zur Befreiung weisen. Wenn die „least of these“ in den Blick kommen, profitieren alle. Ich schließe mich dieser Hoffnung auf Gottes Zeugnis in der Welt an und stelle mir eine Welt vor, in der Gefängnisse nicht mehr gebraucht werden, medizinische Versorgung für alle verfügbar ist und unser sanftmütiger Umgang miteinander die Würde und den Wert jedes Menschen widerspiegelt, geliebt von Gott. Ich träume von einer Welt, in der die Systeme, denen wir uns verschreiben, nicht durch Kapitalismus, Dominanz und Gier bestimmt werden, sondern durch den von Gott gegebenen Wert der Menschen, die in ihnen leben. Dies ist eine Welt, die wir in unserem eigenen Körper spüren können und die wir im Hier und Jetzt erschaffen können durch Kontakt zueinander.

Vielen Dank für die Gelegenheit, aus einer nordamerikanischen Perspektive über Ihre Thesen zu sprechen. Ich bin eine von vielen, und es ist mir eine Ehre, zu einer kirchlichen Perspektive auf das Christentum beizutragen, so dass auch unsere Ur-Ur-Ur-Enkelinnen erkennen können, dass sich auch in ihnen die Liebe Gottes inkarniert hat. Lassen Sie uns leiten und folgen – in tiefer Demut und Fürsorge und über Orte und Unterschiede hinweg einander zuhören, damit wir mehr darüber lernen, wer Gott durch jeden einzelnen Menschen ist. Ich fühle mich geehrt, mit meinem christlichen Zeugnis an Ihrer Seite zu stehen – und in christlicher Mission.

Rev. Dr. Chris Davies ist Pfarrerin und Teamleiterin für christliche Erziehung, Innovation und Bildung der United Church of Christ (UCC) in den Vereinigten Staaten.



These 1

vgl. „einladend – inspirierend – evangelisch – acht Thesen zum Missionsverständnis der EKvW“ (Link s.S.16)

Mission geht vom dreieinigen Gott aus (missio Dei). Gott kommt in seinem Sohn und seinem Geist in die Welt. In Gottes Mission standen schon im Alten wie im Neuen Testament Menschen, die von ihm gesandt wurden. In dieser Mission stehen auch wir. Die Kirche lädt Menschen dazu ein, dem Wort Gottes zu vertrauen und sich seiner Gemeinde anzuschließen.

Von Ad Gentes zu Fratelli Tutti

Vatikanum II und die Erneuerung des Missionsverständnisses in der römisch-katholischen Kirche

Jean-Gottfried Mutombo



Foto: Peter Geymayer

Konzilsväter zur Konzileröffnung in Rom, Oktober 1962

Im November 2013 veröffentlichte Papst Franziskus mit *Evangelii gaudium*, „die Freude des Evangeliums“, sein erstes apostolisches Schreiben. Es zeigt, wie zentral die Verkündigung des Evangeliums für sein Apostolat ist. Der Papst greift darin die Impulse zur Neuevangelisierung auf, die 2009 von seinem Vorgänger Papst Benedikt XVI. gesetzt worden waren. Beide Päpste beziehen sich auf das Dekret *Ad Gentes* (1965) und nehmen damit die Frage der Mission der Kirche in der Welt und ihre Aufgabe der Evangelisierung wieder auf, die vom Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965) gestellt wurde.

Vatikanum II war etwas Besonderes in der Geschichte der katholischen Kirche. Es war das erste Mal, dass ein Konzil wirklich im vollen Sinne ökumenisch war, da die Teilnehmer aus allen fünf Kontinenten kamen. Dieser neue Kontext führte dazu, anders über das Christentum in der Welt nachzudenken und die Mission der Kirche neu zu fassen. So schlügen sich die Nachwirkungen von Bandung 1955 und die Unabhängigkeit der „Kolonien“ um 1960, von der katholischen Kirche als „Zeichen der Zeit“ interpretiert, nieder und leiteten eine Zeit des Wandels ein.

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wurde die Theologie der Mission neu gefasst. Mission hörte auf, Eroberung zu sein, definiert als die „Pflanzung von Kirche“ durch Missionare aus sogenannten christlichen Ländern, so wie sie bis dato im Kontext von Kolonialisierung und westlicher

Expansion verstanden und praktiziert worden war. Drei grundlegende Punkte kristallisierten sich heraus: ihr trinitarischer Ursprung, ihr Ziel des Reiches Gottes und ihre Wanderschaft mit den Völkern.

Das Dekret *Ad Gentes*, das sich mit dem Leben der Kirche befasst, stellt die Mission als die eigentliche Berufung der Kirche und als Ausdruck ihrer tiefsten Identität dar. Die Mission wieder in den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens zu stellen, führt zu einer logischen Konsequenz, nämlich der **Aufwertung der Laien**.

Papst Johannes Paul II. erinnerte in der 1990 veröffentlichten Enzyklika *Redemptoris Missio* (RM) daran, dass der Heilige Geist der Protagonist der Mission sei. Er schlug eine neue und zukunftsweisende Perspektive vor, indem er Mission in der Trinität verwurzelte. Diese Rückbesinnung auf den Ursprung enthebe die Kirche völlig von sich selbst. Die Mission sei gewiss ihre Sache, aber die Kirche sei nicht ihre Eigentümerin. Es gehe um die **Missio Dei**. Ferner sei die Kirche als ein **Volk in Bewegung** zu betrachten, das sich auf das kommende Reich Gottes hin ausstreckt. Infolgedessen seien der Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit, Menschenrechte usw. Erfordernisse des christlichen Zeugnisses. - Allerdings werden sie theologisch nicht als Heilserfordernis betrachtet.

Vier Monate nach der Veröffentlichung von *Redemptoris Missio* erscheint *Dialog und Verkündigung* (DV). Dieses

Dokument ist die Frucht eines fünfjährigen Prozesses, der vom Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog und der Kongregation für die Evangelisierung der Völker initiiert wurde. Es wird nicht mehr von Nicht-Christen, sondern von **Gläubigen der religiösen Traditionen** gesprochen.

Hier wird eine **Theologie der Einheit des Menschengeschlechts** und der Einzigartigkeit des Heilsplans entworfen, wobei die Rolle des Heiligen Geistes in der Geschichte betont wird. In der Erweiterung von DV entwickeln Theologen eine Theologie, in der der interreligiöse Dialog zu einer immanenten Dimension der Mission wird. Die Internationale Theologische Kommission hat dem Thema 1997 das Dokument „Das Christentum und die Religionen“ gewidmet.

1999 stellte eine Sonderversammlung der Bischöfe die Notwendigkeit einer Evangelisierung Europas fest. Diese würde Europa ermöglichen, seine „christlichen Wurzeln“ wiederzufinden. Die „ständige missionarische Berufung der Kirche“ wurde erneut betont.

Bereits im Januar 1996 hatte Papst Johannes Paul II. die Organisation einer großen Diözesanmission in Rom angekündigt, um das Jubiläum des Jahres 2000 vorzubereiten und „der Evangelisierung einen neuen Impuls zu geben“. Es wurde ein Kampagnenplan entworfen, der darauf abzielte, mit einem missionarischen Stil, der alle Gemeinden und Gemeinschaften mobilisieren sollte, in jeder Nachbarschaft und jedem Vorort Menschen zu erreichen, auch diejenigen, die normalerweise gleichgültig oder weit entfernt von christlicher Praxis waren.

In den Augen von Benedikt XVI. ist die Neuevangelisierung das Instrument, das es der Kirche ermöglicht, jeden Prozess der unfreiwilligen Selbstsäkularisierung zu stoppen. Er schlug den Bogen zum Anliegen des 2. Vatikanischen Konzils, als „Kirche in der Welt“ zu leben. Die Neuevangelisierung fordere die Christen und Christinnen und ihre Gemeinschaften auf, nach den Zeichen des Willens Gottes zu suchen und Antworten auf die Bedürfnisse der Menschen zu suchen, die die sozialen Implikationen des gepredigten Glaubens mit einbezögen. Gebet und soziales Handeln zugunsten der Armen gehörten zusammen.

In seinem Apostolischen Schreiben **Evangelii gaudium** spricht Papst Franziskus nun von der „Schönheit“ des verkündeten Christus und von der Freude, das Leben mit den gottgläubigen Menschen zu teilen und zu versuchen, ein Feuer im Herzen der Welt zu entzünden.

Mit seiner Enzyklika **Laudato si** im Jahr 2015 folgt er dem Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils, seinen Vorgängern und dem Konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Obwohl das Wort Mission in Laudato si nicht vorkommt, kann der **Ruf zur Verantwortung gegenüber der Schöpfung** nur als Mission verstanden werden.

In seinem Interviewbuch „Ohne Jesus können wir nichts vollbringen“ (2020) liefert Papst Franziskus einen Zehn-Punkte-Fahrplan zur Mission. Und am 3. Oktober 2020 veröffentlicht er **Fratelli Tutti**, eine Enzyklika über die Geschwisterlichkeit und die soziale Freundschaft. Hier führt er aus, der Familie komme ein „primärer und unausweichlicher Erziehungsauftrag“ in der Weitergabe der Werte der Liebe und der Geschwisterlichkeit, der Geselligkeit und des Teilens, der Aufmerksamkeit und der Sorge für andere zu. **Die Familie sei die privilegierte Umgebung für die Weitergabe des Glaubens.**

„Gehen Sie an die Peripherien - lassen Sie sich überraschen - hören Sie zu - bezeugen Sie und erklären Sie nicht - loben Sie die Zärtlichkeit Gottes - verstehen Sie, dass jeder Getaufte zur Mission berufen ist und niemand eine besondere „Kompetenz“ hat, die Kirche am Leben zu erhalten - lassen Sie sich tragen, statt kontrollieren zu wollen - Mission ist ein menschlicher Kontakt - bewohnen Sie die Zeit durch Geduld - haben Sie die Menschheit als Ihre Familie.“

Papst Franziskus, Zehn Punkte-Fahrplan zur Mission, 2020

Dr. Jean-Gottfried Motumbo ist evangelischer Theologe und Regionalpfarrer des Amtes für MÖWe (siehe S. 10).

These 4

vgl. „einladend – inspirierend – evangelisch – acht Thesen zum Missionsverständnis der EKvW“ (Link s.S.16)

Mission geschieht – gerade in kritischer Aufarbeitung ihrer wechselvollen Geschichte – dialogisch und partizipatorisch, partnerschaftlich und gleichberechtigt. Nur so begegnen sich Menschen als Subjekte ihrer eigenen Lebensführung, nur so kommt es zu echten Begegnungen und Gesprächen.

Mission heißt, in einer zerrissenen Welt Zeugen des Evangeliums zu sein

Interview mit Jochen Motte, VEM, geführt von Anke von Legat

Die VEM – Vereinte Evangelische Mission – feiert in diesem Jahr 25 Jahre Kirchengemeinschaft. Die Ursprünge gehen auf das Jahr 1799 zurück, als die Elberfelder Missionsgesellschaft gegründet wurde. Was ist vor 25 Jahren so anders geworden?

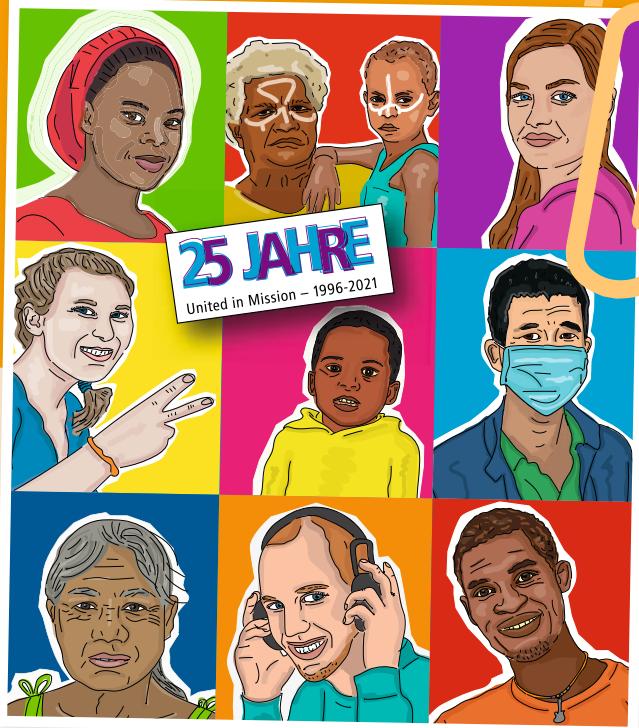
Jochen Motte: 1996 kam es bei der VEM-Vollversammlung in Bethel erstmals in Deutschland zu der Umwandlung von einer deutschen Missionsgesellschaft in eine internationale Gemeinschaft gleichberechtigter Kirchen. Das war ein epochales Ereignis, mit dem ein Prozess zuende ging, der bereits in den 1970er Jahren begonnen hatte.

Worum ging es in diesem Prozess?

Jochen Motte: In vielen ehemaligen Missionsgebieten in Afrika und Asien hatten sich selbstständige regionale Kirchen gegründet. Die empfanden die von Deutschland aus gesteuerte Mission mehr und mehr als Einbahnstraße. Ihre Frage lautete: Haben wir als Kirchen des globalen Südens nicht auch etwas zu geben – und sollten wir nicht auf Augenhöhe miteinander umgehen?

Von heute aus gesehen scheint das eine Selbstverständlichkeit. Wie wurde das damals aufgenommen?

Jochen Motte: Es gab durchaus Widerstand aus Deutschland, zum Beispiel bei der Frage nach den Stimmrechten: Da wurde kritisiert, dass Deutschland, Afrika und Asien jeweils ein Drittel der Stimmen erhalten sollten – statt Deutschland eine Mehrheit zu sichern, etwa mit 51 Prozent der Stimmen. Neben anderen hat die westfälische Synode dann aber ganz klar dafür gestimmt, dass sowohl die Macht als auch das Vermögen paritätisch aufgeteilt werden sollten. Der Slogan „United in Mission“, der in den 1980er Jahren geprägt wurde, bezeichnet bis heute, worum es geht: Alle in der VEM-Gemeinschaft sind Empfängende und Gebende zugleich – das gilt für die Strukturen und Finanzen genauso wie für die geistliche Gemein-



schaft. Darum sind seit 1996 auch Menschen aus Afrika und Asien in Leitungspositionen in unserem Hauptsitz in Wuppertal beschäftigt.

Die VEM nennt sich „Gemeinschaft von Kirchen“ – auch das wurde diskutiert ...

Jochen Motte: Ja, denn es gibt bisher keine formale Kirchengemeinschaft zwischen den verschiedenen Mitgliedskirchen, zu denen Baptisten, Reformierte, Anglikaner, Lutheraner, Presbyterianer, Unierte, Methodisten und Jünger Jesu gehören. Die afrikanischen und asiatischen Mitglieder aber haben sich dafür stark gemacht, die gelebte Gemeinschaft und den lebendigen Austausch über die Bekenntnisdiskussion zu stellen, und sie haben sich damit durchgesetzt.

Wie drückt sich das Selbstverständnis der Partnerkirchen im globalen Süden heute aus?

Jochen Motte: Seit 1996 sind in Afrika, Asien und Deutschland Regionalbüros entstanden, die sich sehr aktiv um die Themen kümmern, die für ihre Region dran sind. Seit 1995 werden darüber hinaus regelmäßig Regionalversammlungen der Kirchen durchgeführt, wo inhaltliche Schwerpunkte der Arbeit miteinander verabredet werden. Das führt zu einem eigenen Selbstbewusstsein und gleichzeitig zu einer wachsenden Solidarität untereinander: Wenn in einer Mitgliedskirche etwas passiert, nehmen die anderen Anteil und greifen gemeinsam ein.

Als zum Beispiel die Menschenrechtslage in Indonesien-West-Papua prekär wurde, reisten Delegierte aus Afrika und Deutschland an, um die Kirche dort zu unterstützen. Das ergibt dann andere Formen der Aufmerksamkeit und des Gesprächs als mit den Menschen des Nordens.

Wie wird der Gemeinschaftsgedanke sonst noch konkret?

Jochen Motte: Alle Partnerschaftsprogramme laufen in alle Richtungen – und werden auch jeweils von den regionalen Kirchen finanziert. Es gibt also Austausch zwischen Kirchen und Gemeinden in Afrika und Asien wie auch jeweils mit Deutschland: Mitarbeitendenaustausch, Freiwilligenprogramme, Stipendien-Programme ... Ein Beispiel aus meinem Bereich der Menschenrechtsarbeit: Als wir vor fünf Jahren erstmals eine „Summer School“ zu den Themen Frieden, Konfliktbearbeitung und Schutz der Menschenrechte angeboten haben, haben wir bewusst nicht Deutschland als Tagungsort gewählt, sondern England. Das Kernteam ist ebenso international gemischt wie die Teilnehmenden. Dadurch lernen wir voneinander, sowohl inhaltlich als auch bei den Methoden und der Kommunikation.

Es gibt zahlreiche Gemeinden und Kirchenkreise in Deutschland, die eigene Partnerschaften unterhalten – hat sich dort auch etwas verändert?

Jochen Motte: Das ist ganz unterschiedlich. An vielen Stellen findet gerade ein Generationswechsel statt. Damit kommen neue Perspektiven in diese Partnerschaften, und die ‚gutgemeinte Haltung‘ mancher aus Deutschland „Wir müssen Geld geben, damit den armen Menschen in Afrika geholfen wird“ verschwindet. Gerade beim Umgang mit Geld müssen wir aber nach wie vor darauf achten, dass keine neuen Abhängigkeiten entstehen. Dafür haben wir eigene Richtlinien entwickelt.

Der Prozess hin zur Gleichberechtigung dauert aber an. Es gibt aus den südlichen Kirchen durchaus noch Kritik an patriarchalen, europazentrierten Denkmustern - wenn etwa gefordert wird, dass deutsche Partner bei Entscheidungen in Afrika oder Asien einbezogen werden wollen, oder wenn der Blick von Deutschland aus von Vorurteilen geprägt ist. Dafür ist es gut, dass wir Menschen aus den Partnerschaftskirchen auch bei uns vor Ort haben, um ihre Eindrücke zu hören und zu diskutieren.

Wie hat sich das Verständnis des Begriffs Mission verändert?

Jochen Motte: Es wurde klar, dass Mission heißt, in verschiedene Richtungen zu kommunizieren. In diesem ganzheitlichen Missionsverständnis bringen nicht mehr die Kirchen des Nordens das Evangelium in den globalen Süden; vielmehr sehen wir uns als Glieder des einen Leibes Jesu Christi, die gemeinsam versuchen, in einer zerrissenen Welt Zeugen des Evangeliums zu sein. Dazu gehört zum Beispiel der Einsatz für Gerechtigkeit und Menschenrechte, aber ebenso die Fürbitte füreinander.

Welche Aufgaben kommen auf die VEM-Kirchengemeinschaft zu?

Jochen Motte: Zunächst einmal müssen wir sehen, wie wir die Kirchen unterstützen, die stark von Covid betroffen sind – dabei unterstützen wir die Kirchen in ihrer Hilfe für Menschen, die Familienangehörige und Einkommen verloren haben. In manchen Kirchen sind viele Menschen, die wir kennen, darunter auch Kirchenführer, an Covid 19 verstorben, viele Kirchen stehen finanziell prekär da. Außerdem sehen wir uns weltweit mit vielen, oft vergessenen Konflikten konfrontiert, unter denen auch Kirchen leiden. Da versuchen wir, in Vernetzung mit anderen kirchlichen und säkularen Institutionen die Stimmen des Südens zu verstärken, um das Interesse der Politik zu wecken.

Andere beunruhigende Entwicklungen kommen hinzu: Populismus, Nationalismus, Autoritarismus – auch in unseren Kirchen gibt es da ein breites Spektrum, und wir müssen schauen, woher Verschwörungstheorien oder auch fehlgeleitete Theologien kommen, sei es in Deutschland oder in anderen Ländern.

Schließlich bleibt es für uns in Deutschland eine Aufgabe, trotz der Spardebatten den Wert der ökumenischen Partnerschaften nicht aus den Augen zu verlieren. Wir leben ja nicht nur für uns, sondern sind Teil der weltweiten Christenheit. Das Verständnis dafür müssen wir wachhalten.

Dr. Jochen Motte leitet die Abteilung JPIC (Justice, Peace, Integrity of Creation) der VEM und ist stellvertretender Generalsekretär



Anke von Legat ist Redakteurin bei der Wochenzeitung „Unsere Kirche“ (UK). Das Interview erschien in UK, Ausgabe 31, 1.8.2021.

Mission gemeinsam

Erfahrungen aus der VEM

Claudia Währisch-Oblau

Ich finde es zunehmend schwierig, über „**den** Missionsbegriff“ einer Organisation oder Kirche zu schreiben. Als Leiterin der Abteilung Evangelisation bei der Vereinten Evangelischen Mission nehme ich eine riesige Diskrepanz wahr zwischen dem, was in theologischen Büchern, Artikeln und internationalen Missionskonferenzen diskutiert wird, und dem, was an der Basis tatsächlich ganz überwiegend geschieht. Um aber herauszufinden, welches implizite Missionsverständnis eigentlich hinter den Praktiken an der Basis steckt, müsste man zunächst einmal empirisch forschen – und solche Forschung gibt es noch kaum.

Wie hat sich der Missionsbegriff in der VEM in den letzten 25 Jahren verändert? Auch hier müssen wir genauer nachfragen: Reden wir von theologischen Statements oder von dem, was in der VEM konkret in Programmen in und mit den Kirchen geschieht?

Ich möchte hier bei der Praxis ansetzen, auch wenn ich mit einem Statement aus dem Leitbild der VEM beginne: „*Als Missionsgemeinschaft nehmen wir Teil an der Mission Gottes in der Welt. ... Wir verstehen Mission als einen ganzheitlichen Auftrag, und wir arbeiten zusammen, um diesen Auftrag zu erfüllen. Darum sind für uns Evangelisation, Diakonie, Advocacy, Entwicklung und Partnerschaft integrale Bestandteile der Weitergabe des Evangeliums.*“

Zwei Dinge sind in dieser sehr breiten Definition wichtig: Mission ist ganzheitlich, und wir treiben sie gemeinsam. Diese beiden Aspekte prägen alle Programme der VEM. Über Ganzheitlichkeit in der Mission müssen wir nicht mehr reden. Die ist inzwischen selbstverständlich. Aber gemeinsame Mission: Die wird oft eher in Papieren beschworen als tatsächlich zwischen Kirchen praktiziert. Und hier hat sich in der VEM in den letzten 25 Jahren tatsächlich viel verändert.

Ein Beispiel dafür ist mein eigener Arbeitsbereich, die Evangelisation. Als ich die Abteilung Anfang 2007 über-



nahm, gab es nur ein einziges Projekt gemeinsamer Evangelisation, die sogenannten „*United in Mission Teams*“. Sie bestanden aus drei Evangelist*innen (jeweils eine Person aus Afrika, Asien und Deutschland), die in unterschiedlichen Kirchen jeweils für einige Wochen evangelistische Veranstaltungen besetzten.

Aber in den Gesprächen und Diskussionen auf den VEM-Vollversammlungen zeigte sich, dass es immer häufiger Themen gab, die für alle Kirchen eine Herausforderung darstellten und die man am besten gemeinsam bearbeiten konnte.

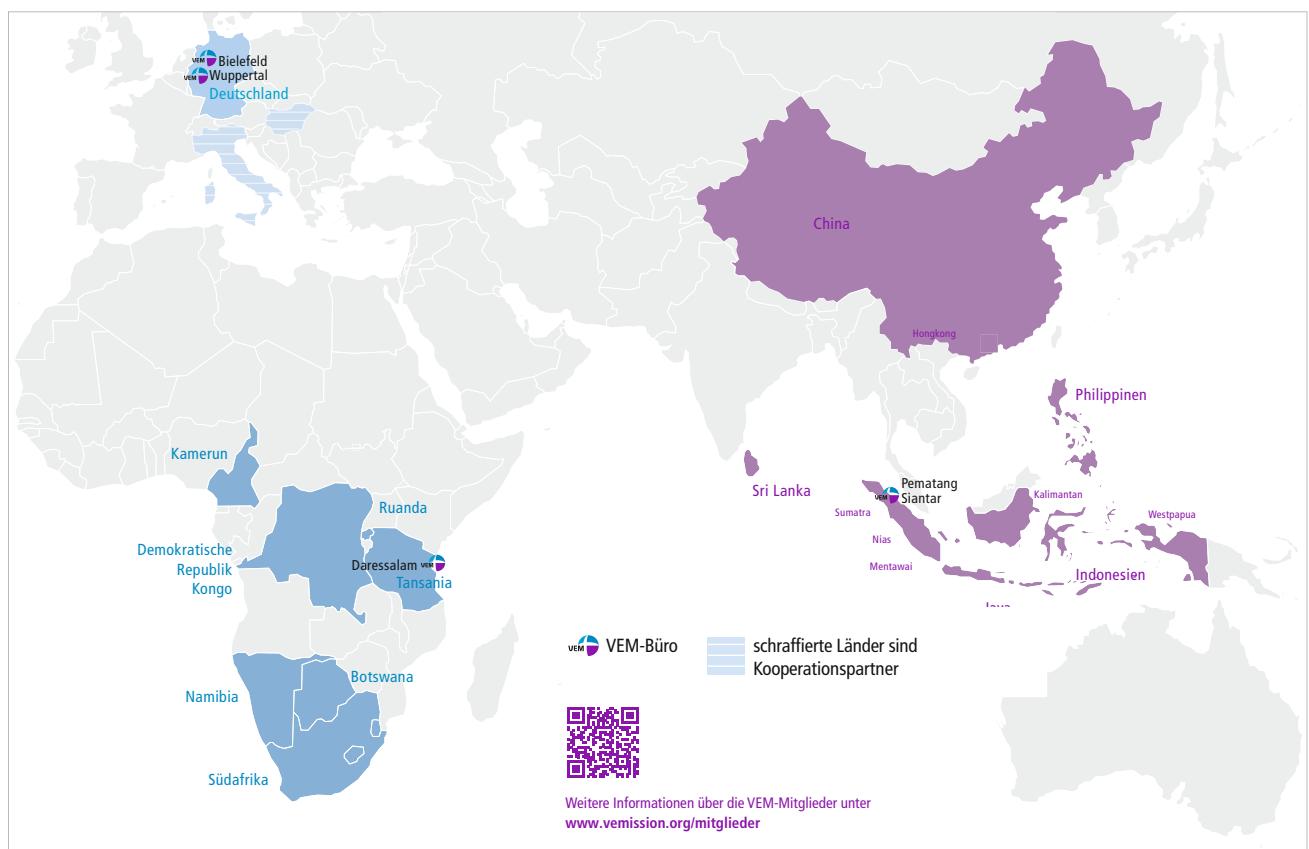
Ein erstes Beispiel: Die Milieuverengung von evangelischen Kirchen und ihre Schwierigkeit, sich auf populäre Kultur einzulassen, ist nicht nur ein deutsches Problem. So begann im Jahr 2010 ein internationales Team seine Arbeit zum Thema „*Evangelium und populäre Kultur*“. Der Auftrag an die Gruppe war allgemein: Erarbeitet etwas, was allen VEM-Kirchen hilft! Über zwei Jahre untersuchte die Gruppe in Malang und Surabaya, in Dar es salaam und im Ruhrgebiet, wo und wie Kirchen und christliche Gruppen im Bereich der Populärkultur unterwegs waren und welche Herausforderungen und neuen Einsichten es dabei gab. Und am Ende war klar: Wir brauchen nicht noch ein Papier für Kirchenleitungen, sondern etwas Praktisches für die Basis! So entstand das internationale Arbeitsbuch „*Aufmachen. Wie wir heute Kirche von morgen werden*“, das zwischen 2013 und 2015 in fünf leicht unterschiedlichen Versionen auf Deutsch, Englisch, Französisch, Kiswahili und Bahasa Indonesia veröffentlicht wurde.

Das Buch ist ein Arbeitsbuch. Es bringt keine Best-Practice-Beispiele zur Nachahmung, sondern regt mit Reportagen, Bibelarbeiten, Memos und vor allem einem ausführlichen selbstreflexiven Fragebogen dazu an, sich offen und nicht wertend auf Menschen und Gruppen einzulassen, die die Lesenden bisher nicht im Blick hatten, und gemeinsam mit ihnen herauszufinden, was das Evangelium für ihre spezifische Situation und Subkultur bedeutet.

In Indonesien, in Tansania und im Ostkongo entstanden regionale Teams, die mit diesem Buch Seminare und Workshops veranstalteten. In Deutschland bildet das Buch, das in Zusammenarbeit mit dem Neukirchener Aussaat Verlag erschien, bis heute eine Grundlage der Ausbildung von Pionier*innen für neue Gemeindegründungen (Fresh X) im Bereich der evangelischen Kirchen. Im Prozess der Entstehung des Buches und des Arbeitens damit zeigt sich bereits, was in der VEM inzwischen mit dem Stichwort „globales Lernen in ökumenischer Perspektive“ (GLEP) benannt wird: Das gemeinsame Hinschauen, Diskutieren und Lernen einer interkulturellen Gruppe bringt Anstöße zur Veränderung der jeweils eigenen kontextuellen Praxis.

Ein weiterer wichtiger interkultureller Lernprozess in Bezug auf Mission/Evangelisation entwickelte sich ab 2012

vor allem in den Regionen Afrika und Asien. Die Kirchen dort sind in ihrer missionarisch-evangelistischen Arbeit herausgefordert durch charismatische und pfingstliche Kirchen, in deren evangelistischer Praxis Dämonenaustrreibung und die Befreiung von Flüchen eine große Rolle spielen. Dieses Thema ist für deutsche Kirchen nicht wichtig (und oft auch peinlich!); aber praktisch alle VEM-Kirchen im globalen Süden leiden darunter, dass ihre Mitglieder zu Kirchen abwandern, die als spirituell wirkmächtiger erlebt werden. Wenn ein Gemeindemitglied mit der Bitte um ein Befreiungsgebet zur Pfarrerin kommt und die antwortet, Dämonen gebe es nicht, dann wird sie als inkompetent und unerfahren erlebt. Aber die VEM-Kirchen wollen Pfingstkirchen nicht kopieren, deren Theologie sie problematisch und deren Praktiken sie oft als manipulativ und ausbeuterisch empfinden. Darum entwickelten sie in internationalen Tagungen und Workshops eigene theologische Antworten und vor allem auch praktische Manuale für Pastor*innen, Evangelist*innen und Gemeinden für eine dezidiert protestantische Praxis des Befreiungsdienstes: Dazu gehören eine Stärkung von Gebetsgruppen (damit der Befreiungsdienst nicht nur durch einen „mighty man of God“ vorgenommen wird), ein Stück Professionalisierung durch Fortbildungen und klare Regeln für den Vollzug von Befreiungsgebeten, um Missbrauch zu vermeiden.



MISSION IST FÜR UNS...

Die Frucht dieses Lernprozesses für die gesamte VEM lässt sich vielleicht so beschreiben: Ganzheitliche Mission nimmt soziale, politische und psychologische Probleme immer auch mit ihrer geistlichen Seite in Sicht. So wie in tansanischen kirchlichen Krankenhäusern vor einer Operation für die Patienten und das Operationsteam gebetet wird, so gehört inzwischen ein Befreiungsritual von Dämonen häufig zur Behandlung von Traumaopfern in Ruanda. Daraus lassen sich auch für die deutsche Situation spannende Fragen stellen: Was ist eigentlich die geistliche Seite des Kampfes gegen den Klimawandel oder der Arbeit gegen Rassismus – nicht nur in dem Sinn, dass das Geistliche Kraft und Motivation für die politische Arbeit gibt, sondern dass sowohl das jeweilige Problem mit seiner geistlichen Dimension wahrgenommen wird (welche auch spirituell beschreibbare Macht hat z.B. Rassismus über uns?) und auch die politische Arbeit geistlich unterfüttert wird (Was bedeutet es für unsere politische Arbeit, wenn afrikanische internationale Gemeinden in Deutschland Rassismus als einen Dämon mit Gebeten bekämpfen?).

Noch weitergehend globalisiert wurde die Arbeit der Evangelisationsabteilung der VEM 2017 mit der Einrichtung eines Teams von 16 Evangelism Contact Persons in allen drei Regionen. (Für die EKvW ist Sven Körber aus dem igm im VEM-Team.) Die Gruppe hat sich mehrfach zu intensiven Workshops getroffen und bleibt jetzt über Zoom-Treffen verbunden und entwickelt gemeinsam theologische Perspektiven und kreative Ideen. Die Mitglieder erarbeiten für ihre jeweiligen Kirchen Materialien und Seminare zu Evangelisation, die je nach Kontext ganz unterschiedlich aussehen können, aber durch die internationale Perspektive geprägt sind. Theologische Fragen nach Heil und Heilung, nach Evangelisation und Dialog, nach Evangelium und Kultur oder praktische Fragen wie der Umgang mit Social Media etc. sehen aus der Situation einer kleiner Minderheitenkirche in einem multi-religiösen Umfeld ganz anders aus als in einer Mehrheitskirche in einem christlich geprägten Land.

These 6

vgl. „einladend – inspirierend – evangelisch – acht Thesen zum Missionsverständnis der EKvW“ (Link s.S.16)

In der Verbundenheit der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) / United Evangelical Mission (UEM) erleben wir partnerschaftliche und gleichberechtigte Gemeinschaft von Kirchen aus Afrika, Asien und Europa. Sie zeigt uns Möglichkeiten interkultureller Entwicklungen, bei denen es gelingt, vielfältige Traditionen mit einer Einladung zum christlichen Glauben so zu verbinden, dass alle Seiten ihr Selbstverständnis wahren.

Und mit der Zeit haben sich im Team ein paar gemeinsame Grundlinien herausgeschält, die uns verbinden:

- Es gibt nicht die eine evangelistische Botschaft. Die Gruppe hat analog zu den 'vier geistlichen Gesetzen', die in den VEM-Mitgliedskirchen immer noch weitgehend das evangelistische Predigen prägen, einen Katalog von sieben neuen, elementarisierten biblischen Grundbotschaften entwickelt, die sich ebenfalls in vier oder fünf Sätzen zusammenfassen lassen. Dabei geht es darum, biblische Botschaften mit Grundfragen oder elementaren Herausforderungen der Menschen ins Gespräch zu bringen. Die neuen sieben Botschaften sind kein Kanon, sondern sollen in Trainings Gemeindemitglieder dazu anregen, ihre eigenen Kurzbotschaften zu formulieren.
- Evangelisation ist nicht ein „lehret“, in dem die Wissenden den anderen die Wahrheit bringen, sondern das Eintreten in eine Lerngemeinschaft auf Augenhöhe, in der Evangelisierende und Evangelisierte gemeinsam Christus näher kennen lernen.
- Evangelisation und interreligiöser Dialog gehören immer zusammen. Verkündigung braucht gutes Zuhören, und ein Gespräch ein klares Zeugnis.
- Evangelisation ist keine Aufgabe für kirchliche Profis, sondern für alle Gemeindemitglieder; besonders Jugendliche und Frauen sollen dabei unterstützt werden, ihre eigene evangelistische Stimme zu finden.

Nichts davon ist neu. Aber unser Team lebt das jetzt an der Basis.

Dr. Claudia Währisch-Oblau leitet die Abteilung Evangelisation der VEM.



Brücke zwischen Kirche und Synagoge

„Vom Judentum lernen – statt zu missionieren“
am Beispiel von Nes Ammim

Christian Hohmann



Nur fünf Kilometer südöstlich von Naharija in Westgaliläa liegt das christliche Dorf Nes Ammim. In der Nachbarschaft umgeben von dem jüdischen

Moshav Regba und dem arabischen Dorf Masra. Früher war der Zugang zu Nes Ammim offen, inzwischen gibt es einen bewachten Eingang, denn nach dem Verkauf von Land vor einigen Jahren haben sich in Nes Ammim rund 90 israelische Familien angesiedelt und eigene Häuser gebaut. Die meisten von ihnen sind jüdische Israelis.

Wie kam es zur Gründung eines internationalen christlichen Dorfes in Israel mit dem Ziel, ein Zeichen der Solidarität mit dem neu gegründeten Staat Israel nach der Shoah aufzubauen? Die Idee dazu hatten der niederländische Arzt John Pilon und seine Frau Stijn, die seit 1950 in Israel lebten. 1961 konnten sie von dem drusischen Scheich Abdullah Kaihr unbebautes und bislang ungenutztes Land erwerben, das sie landwirtschaftlich nutzen wollten. Zwei Jahre später kam eine Familie aus der Schweiz

dazu. Man lebte im Umfeld eines ausgerangierten Busses aus Nazareth, denn eine Baugenehmigung wurde ihnen von den israelischen Behörden damals noch verwehrt. Wie konnte man nach der Shoah noch Vertrauen zu Christen haben? Und musste man nicht von jüdischer Seite fürchten, dass diese europäischen Christinnen und Christen mit dem Ziel gekommen waren, zu missionieren?

Die Gründerinnen und Gründer von Nes Ammim sahen ihre Aufbautätigkeit aber unter einem anderen Vorzeichen: Für sie gab es keine triumphierende Kirche mehr im Gegenüber zur Synagoge, wie es in mittelalterlichen Darstellungen zu sehen ist. Im Memorandum aus dem Jahr 1964 heißt es: „Mit Entsetzen und Scham sind wir uns in den vergangenen Jahrzehnten bewusst geworden, dass uns Christen eine fast zweitausendjährige Geschichte der Bedrückung und Verfolgung der Juden durch die Christenheit von Israel trennt.“ Vor diesem Hintergrund kam die Gründungsgeneration zu der Überzeugung, die bis heute die inhaltliche Arbeit von Nes Ammim prägt: „Wir kommen als die Lernenden nach Israel, nicht als Lehrende.“

MISSION IST FÜR UNS...

Deshalb der bewusste Verzicht auf eine Mission an den Jüdinnen und Juden, sowohl aus theologischen Gründen als auch aufgrund der Verantwortung angesichts der Shoa. Stattdessen wollten sich die europäischen Siedler mit dem Aufbau eines christlichen Dorfes in Israel „aktiv am Aufbau des damals jungen Staates Israel beteiligen und damit ein Zeichen der Völker beziehungsweise für die Völker setzen.“

Theologisch besann man sich auf die heilsgeschichtliche Bedeutung Israels für das Christentum, wie sie der Apostel Paulus in den Kapiteln 9-11 seines Römerbriefes entfaltet hat: „Nicht duträgst die Wurzel, die Wurzel trägt dich.“ Diese Einsicht hat die theologische Diskussion nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Shoa im deutschen Protestantismus bestimmt. Sie hat zu einem neuen Verständnis des Judentums geführt. Den entscheidenden Satz dazu hat 1980 die Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland formuliert: „Wir glauben die bleibende Erwählung des jüdischen Volkes als Gottes Volk“. Diese Überzeugung hat die rheinische Kirche 1993 als Ergänzung des Grundartikels ihrer Kirchenordnung aufgenommen: „Sie [die Ev. Kirche im Rheinland] bezeugt die Treue Gottes, der an der Erwählung seines Volkes Israel festhält. Mit Israel hofft sie auf einen neuen Himmel und eine neue Erde.“ Andere Landeskirchen haben in ähnlicher Weise ihre Kirchenordnungen ergänzt, um damit die Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden auch konkret werden zu lassen. So hat die Evangelische Kirche von Westfalen am 3. November 2005 im 44. Kirchengesetz eine Ergänzung in Artikel 1 ihrer Kirchenordnung beschlossen, in dem an die Erwählung Israels zu seinem Volk erinnert wird, an Gottes Treue gegenüber Israel und an die jüdischen Wurzeln Jesu.

Mit dieser Einsicht hat der Weg der Umkehr und des Schuldeingeständnisses an der Mitverantwortung als evangelische Kirche an der Verfolgung und Ermordung der Juden in der Shoa zu einer weiteren Einsicht geführt, nämlich zum Verzicht der Judenmission. So heißt es in These 6 des Rheinischen Synodalbeschlusses: „Wir glauben, dass Juden und Christen je in ihrer Berufung Zeugen Gottes vor der Welt und voreinander sind; darum sind wir überzeugt, dass die Kirche ihr Zeugnis dem jüdischen Volk gegenüber nicht wie ihre Mission an der Völkerwelt wahrnehmen kann.“

Nach der Shoa konnte auf christlicher Seite nur die Bereitschaft zur Umkehr und zu einer grundsätzlichen Neubestimmung des Verhältnisses zum Judentum einen mög-

lichen Weg der Aussöhnung eröffnen, wie er seither auf vielen Ebenen gegangen wurde. Dieser Weg stand ganz im Zeichen des Lernens vom Judentum. Diesem Lernprozess weiß sich Nes Ammim bis heute verpflichtet.

Heute hat sich das Lernen vom Judentum zu einem Trialog erweitert. Im Dialogprogramm arbeiten die rheinische Pfarrerin Katja Kriener, Ofer Lior, dessen jüdische Wurzeln in Osteuropa liegen, und Taiseer Khatib, der sich als palästinensischer Bürger Israels versteht und dessen Familie bei der Gründung des Staates Israel aus ihrem Dorf vertrieben wurde. In diesem Trialog geht es um die Verständigung zwischen jüdischen und palästinensischen Israelis einerseits und um das Gespräch und die Begegnung zwischen Juden, Christen und Muslimen andererseits. Beides hat seinen Ort im Zentrum für Lernen und Dialog und bestimmt die Studienarbeit und die Dialogprogramme von Nes Ammim.

Für diesen Trialog steht symbolisch die Skulptur „Ächad“ im Haus für Gebet und Studium. 2005 wurde diese Skulptur von der israelischen Künstlerin Tova Heilprin als Geschenk an Nes Ammim übergeben. Zu sehen ist in der Mitte ein geschlossener dreieckiger Raum, der leer ist. Vor jeder der drei Türen steht eine Gruppe von Menschen und betet: Stehend beten Christen, auf Knien beten Muslimen und sich verbeugend beten Juden, geschwisterlich nebeneinander um die leere Mitte gruppiert. So ist auch das House of Prayer and Study, das architektonisch an die Brotvermehrungskirche in Tabgha erinnert, ein solcher leerer Raum, in dem sich Juden, Christen und Muslimen begegnen und Gottesdienste oder Gebetszeiten feiern können. Im Memorandum von 1964 heißt es am Ende: „Unsere Aufgabe ist, heute eine Brücke des Vertrauens ... zwischen Juden und Christen zu bauen, in der Hoffnung, dass NES AMMIM einmal zu einem Pfeiler einer Brücke zwischen Kirche und Synagoge werden möge. Ob es dann einmal auf dieser Brücke zum neuen Gespräch über den Glauben kommen wird, das ist nicht unsere, sondern Gottes Sache!“

Dr. Christian Hohmann ist MÖWe-Regionalpfarrer in Herford, Minden, Lübbecke und Vlotho und zuständig für orthodoxe Kirchen. Er vertritt die Evangelische Kirche von Westfalen im Vorstand von Nes Ammim und in der Peter-Beier-Stiftung.



שָׁחַרְתִּים תִּהְיָא לְמַהְלָקָתָנוּ

Ruf zur Umkehr

Interreligiöser Dialog und Mission

Ralf Lange-Sonntag

Mission ist in manchen Dialogkreisen nicht gerade wohl-gelitten. Auf der anderen Seite höre ich von Seiten der Verfechter*innen der christlichen Mission bisweilen Vor-behalte gegenüber dem interreligiösen Dialog. Einigkeit herrscht hier in dem einen Punkt, dass anscheinend nur das eine oder das andere möglich sei: Entweder Mission oder interreligiöser Dialog!

Dagegen heben sich Positionen ab, die beides miteinander verbinden möchten und dies sogar für sinnvoll erachten. So tritt z.B. der Beschluss der Landessynode der Evangelischen Kirche von Westfalen von Anfang Juni 2021 dafür ein, „*gemeinsam mit Menschen anderer Religion und Weltanschauung für Integration, Teilhabe und eine nachhaltige Entwicklung der Gesellschaft einzutreten und den christlichen Glauben einladend in die Gesellschaft hineinwirken zu lassen*“ (Erläuterung zu These 2).

In ähnlicher Weise haben es die Teilnehmer*innen eines internationalen und interreligiösen Thinktanks der Vereinten Evangelischen Mission 2017 zum Thema „*Christliche Mission und islamische Da'wa*“ ausgedrückt: „*Interreligiöser Dialog ist keine Alternative zu Da'wa und Mission, so wie wir sie verstehen. Im Gegenteil: Da'wa und Mission führen uns zum interreligiösen Dialog.*“ (Joint Declaration on Mission and Da'wa V/2)

Eine Verbindung durch die Konjunktion „und“ führt jedoch immer noch dazu, beides, Mission und interreligiösen Dialog, als relativ geschlossene Einheiten anzusehen, die mal mehr, mal weniger Beziehung miteinander haben. Demgegenüber vertrete ich einen Standpunkt, der beides wesensmäßig miteinander verbindet: Interreligiöser Dialog ist ein integraler Bestandteil von Mission – oder noch kürzer: Interreligiöser Dialog ist Mission. (Wo-bei das Umgekehrte, Mission ist interreligiöser Dialog, so nicht stimmt, sondern wieder zu sehr verkürzt.)

Um diesen Ansatz verständlich zu machen, ist es zunächst notwendig, das wirkungsgeschichtlich vorherrschende, aber faktisch doch simplifizierende Verständnis von Mission zu destruieren. Mission ist keineswegs gleichbedeutend mit dem Werben für den christlichen Glauben und/oder die Kirche oder mit der Bezeugung des eigenen christlichen Glaubens, wie viele denken und wie es wohl leider auch hinter dem Synodenbeschluss vom Juni dieses Jahres steht. Eine solche unbegründete Engführung des Begriffs Mission beruht auf einer einseitigen und nicht gerechtfertigten Betonung des so-genannten Missionsbefehles in Mt 28,19-20. Die Frage, ob die Interpretation dieses Textes als Aufforderung zur Werbung für Glauben und Kirche überhaupt stimmig ist, sei hier einmal beiseitegelassen. Eindeutig ist jedoch, dass es in keiner Weise der einzige biblische Text ist, der wiedergibt, wozu uns Gott beauftragt.

In eine umfassende Beschreibung von Mission müssten auch Texte wie Mt 10,5ff. (Aussendung der Jünger), Mt 25,31ff. (Vom Weltgericht), Lk 4,16ff. (Antrittspredigt Jesu) oder auch Mi 6,8 einbezogen werden. In diesen (und weiteren Texten) hat die Einladung zum Glauben – verbal oder durch die Tat – keine oder nur eine geringe Rolle. Der Auftrag, die Mission, lautet hier vor allen Dingen: Heilt die Kranken, kleidet die Nackten, besucht die Gefangenen, versorgt die Hungrigen und Durstigen, nehmt die Fremden auf, übt Liebe! Wohlgemerkt: Dieser Auftrag ist bedingungslos – und er ist nicht Mittel zum Zweck, um den Glauben zu kommunizieren oder um zum Glauben einzuladen. Nicht deshalb sollen wir die Kranken heilen, die Fremden aufnehmen usw., damit andere anfangen, an Gott zu glauben oder in die Kirche einzutreten. Nächstenliebe ist mehr und anderes als Kommunikation des Evangeliums.

MISSION IST FÜR UNS...

Man verstehe mich nicht falsch: Das Werben für den Glauben oder die Zugehörigkeit zur Kirche sowie das Bezeugen des eigenen Glaubens sind natürlich geboten, erlaubt und sinnvoll. Sie sind Teil der Mission, aber weder geht Mission darin auf, noch hat die Einladung zum Glauben einen übergeordneten Status innerhalb der Mission.

Was bedeutet das nun für den interreligiösen Dialog? Im interreligiösen Dialog realisieren sich - im Idealfall - die Zuwendung zum Nächsten und der Einsatz für eine gerechte Welt, wozu wir von Gott berufen sind. Als Dialog bringt er Menschen unterschiedlichen Glaubens zusammen, wirkt integrativ, thematisiert Fragen von Gleichbehandlung und Toleranz, trägt zur Befriedung der Gesellschaft bei und unterstützt – wo nötig – Benachteiligte im Falle von sozialen Herausforderungen.

Zugleich ist der interreligiöse Dialog die Bedingung der Möglichkeit einer interreligiösen „Diapraxis“, d.h. eines gemeinsamen Einsatzes für die verbindenden Werte wie Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Solche Aktivitäten sind aber – wie oben erläutert – Bestandteile der christlichen Mission nach biblischem Verständnis. Interessanterweise deckt sich ein solches integratives Missionsverständnis mit einer Vorstellung von muslimischer Da'wa, wie sie zum Beispiel der muslimi-



Foto: Ralf Lange-Sonntag

Alevitische Gemeinde Dortmund

sche Theologe Ali Ghandour in seinem Beitrag in dieser Ausgabe skizziert.

Selbstverständlich hat auch das Zeugnis des eigenen Glaubens seinen festen und notwendigen Platz im interreligiösen Dialog. Ein Dialog, in dem nicht das gezeigt wird, „was man liebt“ (siehe die entsprechende Broschüre der VEM), wäre kein richtiger Dialog, sondern ein belangloses Geplänkel.

Dennoch lässt sich mit einer gewissen Zuspitzung sagen, dass der interreligiöse Dialog auf eine Bekehrung, eine Konversion, zielt. Es geht dabei jedoch nicht um die Konversion des jeweiligen Dialogpartners zum Christentum, sondern um meine eigene Bekehrung – die immer wieder neu zu vollziehende Hinwendung und Umkehr zu Gott. Gerade im Dialog bin ich herausgefordert, ständig darüber zu reflektieren, was meinen Glauben ausmacht, was mir wichtig ist, was ich liebe, worin für mich die Schönheit und Kraft des Glaubens liegt. Indem ich gefordert bin, meinen Glauben darzulegen, richte ich mich wieder neu auf Gott und seine Botschaft.

Mit anderen Worten: Der interreligiöse Dialog ist ein permanenter Ruf zur Umkehr – zur Buße. Damit sind wir aber wieder bei der Predigt Jesu und der Botschaft, die zu verkündigen seine Jünger beauftragt worden sind: „Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium.“

Ralf Lange-Sonntag ist der Beauftragte der EKvW für den interreligiösen Dialog. Zu seinen Aufgaben gehört auch der Kontakt zu anderen Religionsgemeinschaften im Bereich der westfälischen Landeskirche.



Foto: Ralf Lange-Sonntag

Kantor Isidoro Abramowicz in der jüdischen Synagoge
Beit Tikwa, Bielefeld



Gemeinsam für Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Güte

Foto: © wievollenwirleben.de

Mission und Da'wah als Brücke zwischen Christentum und Islam

Ali Ghandour

Als Muslim steht es mir nicht zu, über Mission als christlichen Begriff und Praxis zu urteilen. Daher möchte ich mich dem Thema über das Konzept der Da'wah nähern. Da'wah wird oft als muslimische Parallel zur christlichen Mission betrachtet. Wie ich im Folgenden erläutern möchte, könnte Da'wah in der Tat eine Brücke zwischen Christentum und Islam schlagen.

Das Wort „da'wah“ stammt aus dem Arabischen und hat dort mehrere Bedeutungen: Ruf, Gebet, Einladung oder auch Hinweis. Als Substantiv kommt der Begriff im Koran nur in der Bedeutung von „Gebet/Bittgebet“ vor. Für das dazugehörige Verb mit der Bedeutung „zu etwas rufen, einladen“ lassen sich ebenfalls Belege im Koran finden.

Auch wenn sich das Konzept von Da'wah erst in den folgenden Jahrhunderten entwickelt, lässt sich für den Koran immerhin eine Struktur der Da'wah ableiten, die aus

drei Komponenten besteht: dem Träger der Da'wah (oft ein Prophet oder seine Gemeinde), die Botschaft und die Adressat*innen. Mohammed, der Gesandte Gottes, verstand sich als ein Verkünder, dessen Ruf zu Gott als Angebot gesehen werden sollte: „Und sprich: Es ist die Wahrheit von eurem Herrn. Wer nun will, möge glauben, und wer will, möge verleugnen.“ (Sure 18:29) Dabei ist der Prophet nicht für die Entscheidung des einzelnen verantwortlich: „Und dem Gesandten obliegt nur die deutliche Ausrichtung (der Botschaft).“ (Sure 29:18)

In den Jahrhunderten der geographischen Expansion des Islam war die Da'wah als Einladung an die Menschen in den eroberten Gebieten, den Islam anzunehmen, kein zentrales Interesse der Herrscher. Es gab zu diesem Zeitpunkt keine institutionalisierte Da'wah und in den meisten Gebieten war die Mehrheitsbevölkerung nicht-muslimisch. Eine größere Rolle spielte in dieser Zeit die

innermuslimische Da'wah. Als Einladung zu Gott war sie in der Tradition vor allem die Aufgabe der Sufi-Meister, der Mystiker, denn nur wer Gott erkannt hat, kann den Weg zu ihm weisen. Daneben entwickelte sich auch ein Verständnis der Da'wah als Einladung zum gesellschaftlichen Engagement. Dieses Verständnis knüpft an Koranverse wie z.B. Sure 16:90 an: „*Allah gebietet Gerechtigkeit, gütig zu sein und den Verwandten zu geben; er verbietet das Schändliche, das Verwerfliche und die Gewalttätigkeit.*“

Im traditionellen Verständnis gibt es drei Arten von Da'wah. Als Da'wah mit den Taten kann jede gute Tat verstanden werden. Als solche verweist sie auf Gott, von dem alles Gute kommt. In der Da'wah mit den Worten wird mit der Sprache zum Guten und zu Gott eingeladen. Wer schließlich Barmherzigkeit und Güte für die Schöpfung empfindet, praktiziert eine Da'wah mit dem Herzen. Die Da'wah im weitesten Sinne ist meiner Meinung nach das Bewusstsein, dass jeder* von uns ein Medium, eine Brücke zwischen Gott und seiner Schöpfung sein kann. In unserer Gesellschaft heute kann auch das Engagement

gegen Ungerechtigkeit, Ungleichheit oder gegen Umweltzerstörung und Armut eine Form von Da'wah sein. Vieles, was hier über die Da'wah gesagt ist, deckt sich meiner Beobachtung nach mit dem, was mir Christ*innen über die christliche Mission gesagt haben. Beide Konzepte weisen eine historische Entwicklung auf und das jeweilige Verständnis ist auch heute noch im Wandel. Wichtiger ist jedoch, dass Christentum und Islam den Glauben an den einen Gott und auch bestimmte Werte teilen. Deshalb sollte es nicht um das gegenseitige Überzeugen von den eigenen Glaubensvorstellungen gehen, sondern um die gegenseitige Unterstützung im Kampf gegen negative Phänomene unserer Zeit. Gemeinsam können sich Christ*innen und Muslim*innen für Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Güte in unserer Gesellschaft einsetzen.

Dr. Ali Ghandour, 1983 in Casablanca geboren, studierte Arabistik, Politikwissenschaft mit Schwerpunkt Islamwissenschaft an der Universität Leipzig. Er erwarb 2017 seinen Doktortitel an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster, wo er seitdem wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Islamische Theologie ist.

Kirche als bunter Teil einer multikulturellen Gesellschaft

Interkulturelle Entwicklung in der westfälischen Kirche

Beate Heßler

Schon seit vielen Jahren ist Jacob Okine Pastor einer evangelischen Gemeinde in Gütersloh. Die Gemeinde hat reformatorische Wurzeln, sonntags wird Gottesdienst gefeiert, viele Kinder versammeln sich zur Kinderkirche. Jacob Okine predigt mit viel Engagement. Seine Gemeindeglieder unterstützen die Gemeinde nach Kräften. Viele von ihnen zahlen auch Kirchensteuer.

Aber die Gemeinde, die Parish World Evangelical Ministry, gehört nicht zur Evangelischen Kirche von Westfalen. Sie ist englischsprachig, und die meisten Gemeindeglieder kamen aus Ghana oder Nigeria nach Deutschland. Die



Gemeinde gehört zum Internationalen Kirchenkonvent Nordrhein-Westfalen. In diesem Zusammenschluss haben sich Kirchen protestantischer Herkunft miteinander vernetzt. In vielen Sprachen wird sonntags in seinen Mitgliedskirchen Gottesdienst gefeiert. Im Alltag unterstützt man sich. Und alle tun das Ihre dazu, der Kirche ein buntes und lebendiges Gesicht zu geben. Auch die rheinische und die westfälische Kirche gehören zum Internationalen Kirchenkonvent. Oft sind sie Gastgeber der internationalen Gemeinden, die sich in landeskirchlichen Räumen treffen. Gleichzeitig ist allen die Begegnung auf Augenhöhe wichtig. Im ökumenischen Miteinander entdecken sie aber auch die eigene Interkulturalität.

In der westfälischen Kirche wurde dies vor einigen Jahren zum Programm. „Gemeinsam Kirche sein mit Zugewanderten“ - so heißt die Bezeichnung des entsprechenden Fachbereichs im Amt für MÖWe. Zwei Jahren lang beschäftigten sich Gemeinden, Kirchenkreise und Synoden mit dem Thema „Kirche und Migration“. Daraus erwuchsen Beschlüsse, Modellprojekte und ein Prozess, der in den nächsten Jahren die interkulturelle Entwicklung der westfälischen Kirche prägen wird.

„Wir wollen alles fördern, was diese Entwicklung unterstützt“ – so hat es die Landessynode beschlossen und den entsprechenden Gremien mit auf den Weg gegeben. Gemeinsam mit der Kirchenleitung arbeitet jetzt eine Steuerungsgruppe an diesem Prozess, bald werden Fachgruppen die entsprechenden Arbeitsbereiche der Evangelischen Kirche von Westfalen genauer in den Blick nehmen, Ziele und Maßnahmen werden formuliert, in den Kirchenkreisen sollen Beauftragte gefunden werden, die vor Ort aufmerksam sind für Möglichkeiten interkultureller Entwicklung. Am Ende soll man es dieser Kirche ansehen, dass sie ein lebendiger und bunter Bestandteil einer immer multikultureller werdenden Gesellschaft ist.

Vieles ist schon passiert: als Anstellungsträgerinnen arbeiten Kirche und Diakonie mit vielen internationalen Mitarbeitenden. Gemeinden wie die Lydiagemeinde in Dortmund entdecken, wie viele Kulturen und Traditionen unter den eigenen Gemeindegliedern beheimatet sind. In Bad Oeynhausen wurden die internationalen Gottesdienste zum regelmäßigen Bestandteil des Gemeindealltags. Im Kirchenkreis Hattingen-Witten entstanden Glaubenskurse, in denen die Teilnehmenden ihre verschiedenen Glaubens-Geschichten miteinander ins Gespräch bringen. Die Kirchenkreise Paderborn, Tecklenburg, Steinfurt-Coesfeld-Borken und Soest-Arnsberg finanzieren



gemeinsam die Stelle eines Pfarrers für „Seelsorge für Persisch-sprachige Christinnen und Christen“.

Zurzeit wird geprüft, wie theologische Ausbildungen, die im Ausland absolviert wurden, in Westfalen anerkannt werden können. Pfarrerinnen und Pfarrer mit internationaler Familiengeschichte sollen die Möglichkeit erhalten, in regulären Pfarrstellen zu arbeiten.

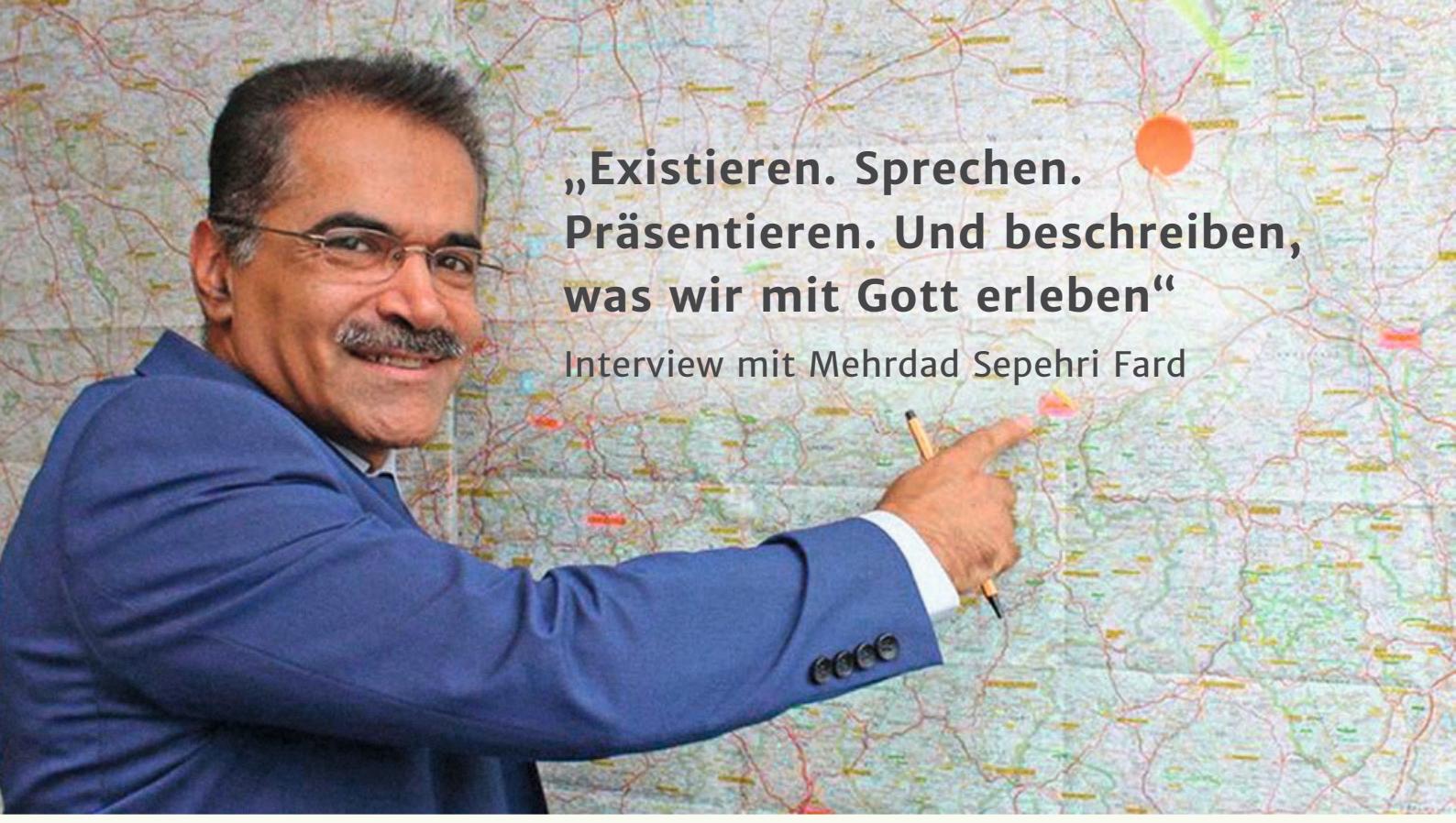
Bald wird es Gelegenheit geben, die Gemeinde von Jacob Okine näher kennenzulernen. Er arbeitet in der Steuerungsgruppe „Interkulturelle Entwicklung“ mit und hatte dort angeregt, im nächsten Frühjahr ein gemeinsames Fest in Gütersloh zu feiern. Dann sollen Interessierte die Möglichkeit haben, mehr vom Prozess „Interkulturelle Entwicklung“ zu erfahren und ihn mitzugesten.

In seiner Bachelor-Arbeit an der Fachhochschule für Interkulturelle Theologie Hermannsburg hat Jacob Okine festgehalten: „Ganz Deutschland ist in einer interkulturellen Stimmung. Überall im Land werden Magazine, Pamphlete, Journale verteilt, die zur interkulturellen Zusammenarbeit einladen“. Diese Beobachtung gilt es, auch in Westfalen mit Leben zu füllen.

In der Steuerungsgruppe „Interkulturelle Entwicklung“ hat man schon festgehalten, was unbedingt dazugehört: Offenheit, Ehrlichkeit, Hörbereitschaft, Neugier, Umsetzungsbereitschaft, Liebe - und ganz viel Durchhaltevermögen!

Beate Heßler ist im Amt für MÖWe in der Fachstelle „Gemeinsam Kirche sein mit Zugewanderten“ verantwortlich für den Prozess der Interkulturellen Entwicklung der EKvW.





„Existieren. Sprechen. Präsentieren. Und beschreiben, was wir mit Gott erleben“

Interview mit Mehrdad Sepehri Fard

In der westfälischen Kirche wird derzeit viel über Mission nachgedacht. Du bist als Pastor zuständig für die persisch-sprachige Seelsorge in Westfalen und arbeitest mit Menschen, die das Christentum neu kennenlernen. Was verstehst Du unter Mission?

In der Mission geht es nicht um das, was wir denken oder schaffen. Es geht um das, was Gott uns gibt. Und um unser Zeugnis! Wir können aber erst etwas bezeugen, wenn wir es selbst gesehen und erlebt haben. Unser Wissen aus Büchern, Aus- und Weiterbildung hilft nicht weiter. Manchmal werden wir erst durch eine Um-Schulung zu Zeugen: Wenn wir beschreiben können, was wir mit Gott erleben, werden wir zu Zeugen.

Kannst du uns sagen, was du gesehen und erlebt hast und was du bezeugst?

Damals, als ich im Iran ein Hisbollah-Kämpfer und Mitglied verschiedener islamischer Gruppen war, glaubte ich 16-17 Jahre lang an einen Gott, vor dem ich Angst hatte. Ich hatte das Gefühl, dass dieser Gott, der Allmächtige, mich nicht retten wird. Ich hörte viel von Strafe, aber wenig von Vergebung.

Ich habe aber die Vergebung gesehen und gespürt und somit möchte ich davon weiterzählen. Gott will uns lieben und uns vergeben. Wir selbst können uns nicht vergeben, aber Gott kann es, so wie er es am Kreuz getan hat. Das bezeuge ich.

Wenn du heute als persisch sprachiger Seelsorger auch missionarisch tätig bist, wie sieht das konkret aus?

Heute ist die missionarische Arbeit viel einfacher als vor 30, 40 oder 50 Jahren. Die Menschen wissen, dass es viele Religionen gibt. Sie sind neugierig. Auch meine Landsleute in Iran und Afghanistan suchen jenseits des Islam nach ihrer Religiösität.

Unsere Aufgabe ist es jetzt zu verkünden, dass Gott uns liebt und uns Schuld vergibt. In meinen Kursen erzähle ich, was Jesus uns gelehrt hat. Und davon, dass wir mit Gott reden können.

Unser wichtigstes Gebet beginnt ja mit „Vater unser im Himmel“. Die Anrede „Vater“ ist wichtig, wichtiger als die Bezeichnung „Allmächtiger“. Darin klingt die Liebe mit, ohne die eine Beziehung nicht möglich ist - ob zwischen Mann und Frau oder zwischen Mensch und Gott. Das ist unsere Mission, dass wir sagen können: „Wir haben die Liebe Gottes gefunden. Er hat mich gerettet und jetzt habe ich keine Angst mehr“.

Wenn du die Westfälische Kirche als Ganzes siehst, was würdest du unserer Kirche wünschen? Hast du eine Vision von einer gelungenen Mission?

Eine Vision von unserer Mission? (lacht) Vor einiger Zeit fanden in der westfälischen Kirche intensive Gespräche zu Integration und Migration statt. Meine Stelle wurde eingerichtet. Die Gemeinden öffneten sich.

Leider habe ich aber das Gefühl, dass das Engagement, das wir vor 3, 4 Jahren hatten, nicht mehr vorhanden ist. Corona kam. Gemeinden wurden wieder enger. Der Alltag wurde mühsam. Es gibt eine gewisse Müdigkeit, gemeinsame Visionen umzusetzen.

Hast du eine Idee, wo eine neue Energie herkommen könnte und wie wir die Müdigkeit überwinden können?

Ich hoffe, dass unser Glaube wieder sichtbarer wird – auch der Glaube der persisch-sprachigen Christinnen und Christen. Mission funktioniert nicht ohne Präsenz. Wir müssen auf die Straße und auf die Menschen zugehen.

Ich habe zum Beispiel immer ein kleines Buch dabei mit kurzen deutschen Bibel-Versen. Ich spreche Menschen an, verschenke dieses Buch und verbreite Freude – und wir kommen ins Gespräch. Manche reagieren ablehnend, aber ich bin froh, wenn es jemand annimmt und liest.

Ich denke auch an eine verstärkte Präsentation und Präsenz im Internet. Wir müssen die Dinge präsentieren, damit sie gesehen werden!

Wir wollen nach Corona ein christliches Konzert auf Farsi auf internationaler Ebene veranstalten.

Wir existieren, wir sprechen, wir präsentieren.

Das war schon fast das Schlusswort, möchtest du noch etwas ergänzen?

Meine Hoffnung und mein Gebet ist, dass wir irgendwann in der Welt in Frieden zusammenleben können, in gegenseitiger Akzeptanz und in Respekt. Das hat Jesus uns gelehrt. Dazu möchte ich beitragen.

Das Interview führte Beate Heßler, Pfarrerin im Amt für MÖWe, Fachstelle „Gemeinsam Kirche sein mit Zugewanderten“. Mehr Informationen zur Arbeit von Pastor Mehrdad Sepehri Fard finden sich hier:

→ www.moewe-westfalen.de/persischsprachige-seelsorge

These 7

vgl. „einladend – inspirierend – evangelisch – acht Thesen zum Missionsverständnis der EKvW“ (Link s.S.16)

Die im Internationalen Kirchenkonvent Rheinland-Westfalen zusammengeschlossenen Gemeinden inspirieren uns durch ihre lebendigen Gottesdienste, ihre gelebte Spiritualität und nicht zuletzt durch ihre missionarische Ausrichtung. Für ökumenische Begegnungen sind inter-kulturelle „Zwischenräume“ nötig, die kulturelle Engführungen aufdecken und auch den Facettenreichtum des christlichen Zeugnisses widerspiegeln.

Das www als kirchlicher Raum – digitale Ökumene wird neuer Arbeitsbereich des Amtes für MÖWe

Oder: Ökumene im virtuellen Raum



Christina Biere

Seit Anfang des 20. Jahrhunderts versuchen Kirchenmenschen, eine sichtbare, gelebte Einheit des christlichen Glaubens in der Welt zu gestalten. Das, was theologisch immer schon da ist, der eine Leib Christi, ist faktisch in Tausende von kirchlichen Körperschaften weltweit geteilt und soll durch verschiedene Formen des Kontakts – Dialog, Kooperationen und Kirchengemeinschaften – Gestalt gewinnen. Die Aufgabe der Ökumene wird mit der Zeit nicht kleiner, sondern größer: immer mehr Kirchen und kirchliche Institutionen entstehen weltweit, immer mehr Bedarf für eine gemeinsame kirchliche Stimme zu globalen ethischen Fragen gibt es und immer dringender brauchen wir weltweit Empathie füreinander, um als Menschen friedlich miteinander leben zu können. Doch diejenigen Kirchen, die den ökumenischen Gedanken miteinander entwickelt haben, die orthodoxen und protestantischen Konfessionen, werden immer kleiner. Und immer weniger Menschen halten in der Krise der eigenen Institution Ökumene und Kooperation für das zentrale Mittel der Wahl. Kurz: Es gibt mehr Bedarf – aber weniger Ressourcen.

In dieser Situation müssen wir als Ökumeniker*innen über das World Wide Web reden. **Wir haben es zwar nicht erfunden, aber wir nutzen es alle. Nur wissen wir noch nicht, was wir speziell für die Ökumene alles damit tun können.**



Die ARD/ZDF Onlinestudie 2020 gibt an, dass 94 Prozent der Bevölkerung in Deutschland täglich bis zu drei Stunden das Internet nutzen (www.ard-zdf-onlinestudie.de). Kontakt findet online statt. Und online findet durch Kontakt statt. „Wir erreichen mit Online-Angeboten einfach alle,“ bringt es Hanno Terbuyken von ChurchDesk auf dem Ökumenischen Kirchentag 2021 auf den Punkt. „Das Nischenangebot ist eigentlich das, das wir als Kirche für die wenigen machen, die nur analog erreichbar sind“ (Gemeinsam im Netz; zum Nachschauen unter www.oekt.de). Kirche bahnt sich in den letzten Jahren im Netz, besonders auf Youtube und Instagram, ihre Wege. Viele Haupt- und Ehrenamtliche sind dort mit Angeboten präsent, doch bei den Entscheidungsträger*innen hat man den Eindruck, das Internet würde immer noch als Raum betrachtet, den es von der Öffentlichkeitsarbeit zu bespielen gilt.

Dabei geht es um mehr: Kristin Merle schreibt über das Internet mit Bezug auf Kommunikations- und Medienwissenschaftler*innen: „Das Soziale findet nicht nur im Raum statt, sondern es kreiert ihn vielmehr“ (Ökumenische Rundschau 70, 2/2021, Seite 182). **Das heißt, wir sprechen nicht nur über einen neuen virtuellen Raum, sondern über eine neue Art der Vergemeinschaftung, die auch nach einer neuen theologischen Reflexion verlangt.**

Das geschieht am besten, indem man mit der Praxis anfängt. Lassen Sie mich vom „Global Youth Faith Event“ erzählen. Das GYFE fand vom 4. bis 11. Juli 2021 online mit 263 registrierten Teilnehmer*innen aus über zehn Ländern statt, veranstaltet von einem internationalen Team aus Jugendmitarbeiter*innen und Ökumeniker*innen aus 16 verschiedenen kirchlichen Institutionen. Am Anfang

stand die Frage, wie wir in den Kirchengemeinschaften (Partnerkirchen) während der Covid-19 Pandemie etwas für junge Erwachsene anbieten könnten. Kontakt und Austausch – so sahen es alle – waren während der Pandemie mit langen Lockdowns besonders für junge Erwachsene ein wichtiges und vernachlässigtes Gut geworden. Zudem würde vielleicht gerade jetzt die gemeinsame Erfahrung der Pandemie Empathie füreinander besonders gut wachsen lassen. Nach der ersten Projektidee, jede* Teilnehmer*in möge ein Foto vom Himmel machen, das zu einer großen Collage zusammengefügt würde, entstand das Motto: „One week together. One Sky. One Body of Christ.“

Schon bei der Entwicklung des Formats – in Videokonferenzen, mit Menschen, die sich zum Teil überhaupt noch nicht kannten – entstand im Sinne von Kristin Merle ein neuer ökumenischer Raum. Gemeinsam musste austariert werden, mit welchen Regeln dieser Raum bespielt werden sollte. Wir teilten Know-how über die technischen Möglichkeiten der Partizipation. Wir lernten zusammen darauf zu achten, wer spricht. Wir beobachteten und thematisierten Fragen: Wer bemächtigt sich selbstverständlich des virtuellen Raumes und wer muss darin verstärkt werden? Welche erlernten kirchlichen Hierarchien zwischen Pastor*innen und Sozialarbeiter*innen werden übernommen und welche fallengelassen? Wer übernimmt für welche Aufgaben Verantwortung? Was passiert, wenn das nicht funktioniert? Wie gehen wir mit Konflikten im virtuellen Raum um? Wie drücken wir Empathie aus, wenn die soziale Lage in der Pandemie so verschieden ist? Wann ist Zeit für ein Gebet? Wie stellen wir sicher, dass alle die gleichen Teilnahmechancen haben – trotz der Tatsache, dass da, wo wenig finanzielle Ressourcen zur Verfügung stehen, auch das Internet besonders teuer ist?

Das einwöchige Programm wurde den Teilnehmer*innen über interaktive, digitale Padlets – Pinnwände – zur Verfügung gestellt. Wichtig war, dass es sowohl die direkte Begegnung in digitalen Treffen über Zoom gab als auch Aktivitäten, die die Teilnehmer*innen vor Ort ohne Internet durchführen konnten. Es gab jeden Tag ein Gericht aus einem anderen Land zum Nachkochen, einen Videoimpuls zu einem Tagesspalm, einen Impuls zum Malen, Fotografieren, Dichten oder Tanzen. Dazu noch eine Live-Stunde Bibelteilen auf der Plattform Zoom, sowie einen thematischen Workshop zu Themen wie Klimaschutz, faire Mode und mehrstimmiges digitales Singen. Neun Länderkoordinator*innen kümmerten sich in WhatsApp Gruppen um die Teilnehmer*innen aus ihrem Land, stell-

ten sicher, dass Internetguthaben vorhanden war und die jeweilige Ortszeit der Andachten und Workshops kommuniziert wurde. Da, wo es die Inzidenzzahlen möglich machten, konnten auch kurzfristig analoge Treffen organisiert werden – etwa in Dortmund, wo jeden Abend einige junge Menschen im Internationalen Volunteershouse zusammenkamen.

Erst war das GYFE eine Notlösung. Dann war es etwas ganz Neues: **eine transkulturelle und translokale Gemeinschaftserfahrung, die Teilnehmer*innen, wie Hauptamtliche sehr berührt und spirituell erneuert hat. Das ist Mission.**

„Ich bin sehr glücklich“, sagt Jacques Nkomezia aus der „Presbytery di Gisenyi“ in Ruanda (vgl. Abschlussvideo auf dem EKvW-youtube-Kanal: → <https://youtu.be/1WAPV6R0E>), „dass ich viel für meinen Glauben mitgenommen habe – durch Bibelteilen, durch Singen und durch das Kochen von Gerichten aus verschiedenen Ländern.“ Kangwa Kapasa aus der United Church in Sambia moderierte den Abschlussgottesdienst und schreibt im Feedback: „Das war eine wirklich gute Initiative! Danke, dass ihr so inklusiv wart und alle unterschiedlichen Perspektiven willkommen waren.“ Und Danushka Madushanka, lokaler Koordinator für die Teilnehmer*innen aus der Methodist Church in Sri Lanka, sagt im Rückblick: „Ich wusste, dass da Menschen waren, die ihre Freund*innen und Familienangehörigen verloren hatten. Und beim GYFE sah ich sie lächeln und aus der Traurigkeit herauskommen. Thank you for teaching us that the best counselor is togetherness.“ Mit den Worten „May God's countenance be upon you that we may stay safe and connected!“ beschloss Edward Nondo aus Sambia den Abschlussgottesdienst (zum Nachschauen → <https://youtu.be/uVJhQOZ65bw>).

Das World Wide Web hätte von Ökumeniker*innen erfunden werden müssen. Fakt ist, wir haben es nicht erfunden. Wir haben – ganz im Gegenteil – viel zu lange mit uns gerungen, es zu nutzen. Diskussionen zu Datenschutz und Lizenzen haben uns abgehalten von dem Raum, an dem Projekte wie GYFE nicht nur in Pandemiezeiten eine wichtige Bereicherung und vielleicht auch eine Alternative zu ökumenischen Partnerschaftsbegegnungen mit Flugticket sind. Strukturell bedeutet das, dass kirchliche und ökumenische Arbeit von diverseren Kompetenzen leben wird als von einer theologischen, pädagogischen oder juristischen Ausbildung. **Wir brauchen Menschen, die sich mit Informationstechnologie und Kommunikation auskennen, mit Medien und Design, mit Diskriminierungssensibilität und transkultureller Kompetenz.** Es muss ja nicht gleich eine Erfindung sein, die so revolutionär und weltverändert ist wie das Internet, aber ein bisschen Innovation für die Bedarfe, die uns vor den Augen stehen, wäre doch so vielleicht möglich. **Der virtuelle Raum, in dem viele Barrieren entfallen, ist schon ein Teil der Kirche, wie ich sie mir wünsche:** modern und politisch, diskussionsfreudig und divers, jung und professionell, experimentell und mehrsprachig, spontan und fehlerfreundlich. Ein Raum, der immer wieder neu und anders entsteht.

Christina Biere ist MÖWe-Regionalpfarrerin für die Kirchenkreise Dortmund, Hagen, Hattingen-Witten und Schwelm und mit der Entwicklung des Arbeitsbereichs „digitale Ökumene“ beauftragt.



These 2

vgl. „einladend – inspirierend – evangelisch – acht Thesen zum Missionsverständnis der EKvW“ (Link s.S.16)
 Der religiös-weltanschauliche Pluralismus in unserer Gesellschaft und in deren digitalen sozialen Netzen stellt unserer Kirche eine doppelte Aufgabe und gibt ihr die Chance: Vielfalt und Religionsfreiheit zu bejahren und zugleich das eigene evangelische Profil einzubringen und zu stärken, gemeinsam mit Menschen anderer Religion und Weltanschauung für Integration, Teilhabe und eine nachhaltige Entwicklung der Gesellschaft einzutreten und den christlichen Glauben einladend in die Gesellschaft und die Welt hineinwirken zu lassen.

Brauchen wir einen neuen Begriff?

Gespräch zwischen Kuno Klinkenborg und Miriam Albrecht über die zukünftigen Herausforderungen einer missionarischen Kirche

Das Amt für MÖWe und das Institut für Gemeindeentwicklung und missionarische Dienste (igm) werden sich zum 1.1.2023 vereinigen. Die Mitarbeitenden lernen sich gegenwärtig kennen und gehen schrittweise aufeinander zu. Dazu sind viele Gespräche notwendig – auch über theologische Unterschiede und verschiedene Herangehensweisen. Kuno Klinkenborg, einer der dienstältesten Pfarrer im igm, und Miriam Albrecht, eine der jüngsten Mitarbeiterinnen im Amt für MÖWe, unterhalten sich hier über ihre Erfahrungen mit dem Begriff „Mission“.

Kuno Klinkenborg: *Miriam, du bist zuständig für „Exit fast fashion“. Es geht darum, dass junge Menschen Alternativen zu der Wegwerf-Mentalität bei der Kleidung finden. Hat das für dich auch etwas mit Mission zu tun?*

Miriam Albrecht: Meine Projektstelle heißt „Mission fair fashion“, also ein klares „Ja!“ Wenn man Mission als einen Auftrag versteht, dann haben wir den Auftrag, die Mission, den Ausstieg aus dem aktuellen Kleiderwahn zu bewirken. In der Kleiderproduktion gibt es nämlich ein riesiges Defizit an sozialer Gerechtigkeit. Und außerdem geht es in der Textilbranche in Bezug auf Wasserverbrauch, Chemikalien etc. sehr klimaschädlich zu. Über diese Problematiken wollen wir mit Jugendlichen sprechen und sie dazu bringen zu entdecken, wo sie selbst etwas ändern können. Das hat enorm viel mit der Mission, mit dem Auftrag Gottes, zu tun, die Schöpfung zu bewahren und für Gerechtigkeit einzutreten.

Kuno Klinkenborg: *Da bist Du dann für dieses Thema auch „am Missionieren“? Also dabei, die anderen zu überzeugen von dem, was Du für richtig hältst?*

Miriam Albrecht: Schon irgendwie – aber es geht ja nicht darum, anderen zu sagen, dass sie schlechte Menschen seien. Es geht ja viel mehr darum, zu zeigen, wo das echt schwierig ist mit unserem Konsumverhalten.. Außerdem knüpfen wir ja damit, dass wir bei den Umweltaspekten ansetzen, an einer Thematik an, die Jugendliche zur Zeit auch stark beschäftigt. Denn gerade der Umgang mit Kleidung trägt viel zur Klimagerechtigkeit bei. Und dann

geht es darum, anzuknüpfen bei dem, was die Jugendlichen sowieso interessiert, und dort ein neues Themenfeld aufzumachen.

Kuno Klinkenborg: *Und das macht ihr dann mit einem Exit-Spiel – das finde ich eine tolle Idee.*

Miriam Albrecht: Ja, unter anderem. Kannst Du auch gerne mal spielen. Und Du, Kuno? Du bist schon viele Jahre im Thema „Mission“ unterwegs. Wie lange schon – und wie bist Du dazu gekommen?

Kuno Klinkenborg: *Seit 21 Jahren habe ich die Pfarrstelle für missionarischen Gemeindeaufbau inne. Das ist eine tolle Pfarrstelle, weil sie mir die Freiheit gibt, Schwerpunkte zu setzen bei dem, was die missionarische Gemeindeentwicklung fördert. Schon seit der Jugendarbeit hat es mich fasziniert, zum Glauben einzuladen. Dieser einladende Aspekt war mir immer wichtig – und das hat natürlich auch mit unserem sonstigen Handeln etwas zu tun.*

Miriam Albrecht: Wie sieht missionarische Gemeindearbeit in der Praxis aus?

Kuno Klinkenborg: *Eigentlich ist jede Gemeindearbeit missionarische Gemeindearbeit. Gemeinde gibt es nur, weil uns die Mission Gottes treibt. Für die Menschen in der Gemeinde ist es wichtig zu fragen: Wie folgen wir Jesus so nach, dass sich das in unserer Gemeinde abbildet?*

Bei Jesus können wir sehen, dass ihm im Kontakt mit anderen Menschen immer drei Dinge wichtig waren: besuchen – heilen – das Reich Gottes verkünden. Diese drei Dinge müssen zusammenkommen – nur dann sind wir missionarisch. Du bist aber auch keineswegs gemeindefremd.

Miriam Albrecht: Ja genau. Schon von klein auf war ich immer auf Familienfreizeiten – im Haus Nordhelle. Nach der Konfirmandenzeit habe ich dann Kontakt zum Weigle-Haus bekommen und habe dort Menschen ken-

nengelernt, die Glauben ganz anders gelebt haben. Das hat mich echt begeistert. Dort arbeite ich seitdem ehrenamtlich mit.

Wenn wir zum Glauben einladen – wie gehen wir damit um, wenn sich Menschen nicht einladen lassen?

Kuno Klinkenborg: Das Spannende an einer Einladung ist ja, dass sie ausgeschlagen werden darf. Da bin ich inzwischen sehr gelassen. Wir können einladen. Aber Glauben ist ein Geschenk Gottes. Gott geht mit jedem Menschen einen / seinen Weg. Ich lade gerne ein, weil ich glaube: es ist ein gutes Ding zu glauben.

Miriam Albrecht: Ist das nicht schon ein gewandeltes Missionsverständnis? Bei konservativeren Gruppen gibt es doch viel mehr Druck – was ist, wenn jemand nicht in den Himmel kommt, weil ich ihn nicht gewonnen habe?

Kuno Klinkenborg: Was ist das für ein schrecklicher Leistungsdruck! Wenn ich mir vorstelle, jemand käme nicht in den Himmel, weil ich ihn nicht eingeladen habe – damit könnte ich gar nicht leben. Diesen Druck habe ich nicht. Dennoch kann ich fröhlich dazu einladen, wo von ich überzeugt bin. Schön ist die Formulierung – ich glaube, sie stammt von Fulbert Steffensky: „Mission heißt, zeigen, was ich liebe!“ Was wir lieben, das zeigen wir gerne.

Miriam Albrecht: Aber manche Menschen haben diesen Druck und üben ihn auch aus. Jedenfalls habe ich das schon so erlebt. Das stört mich. Denn dann schränkt mein Glaube mich mehr ein, als dass er mich frei macht. Da steckt ja auch ein Gottesbild dahinter – an den Gott würde ich gar nicht glauben wollen.

Kuno Klinkenborg: Und auch das biblische Gottesbild ist ein anderes. Die größten Auseinandersetzungen hat Jesus mit den „strengen Frommen“, den Pharisäern und den Schriftgelehrten. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn erzählt Jesus für die älteren Söhne, nicht für die jüngeren.

Miriam Albrecht: Wenn Du auf Deine Dienstzeit zurückblickst: Was hat sich da im Gebrauch des Wortes Mission geändert?

Kuno Klinkenborg: Von der Jugendarbeit an bin ich mit einem positiven Missionsbegriff aufgewachsen. Im Dienst dann habe ich einen großen Gegensatz erlebt. Es gab die Missionarischen und die Liberalen. Diese

Gegensätze sind mehr und mehr aufgebrochen – man redet miteinander, hört mehr aufeinander. Natürlich gibt es noch rechts wie links radikalere, fundamentalistischere Auswüchse. Mission ist mehr in der Breite der Kirche angekommen – aber nicht so stark, wie ich es gehofft hätte.

Und wie geht es Dir damit? Magst Du in Deinem Arbeitsfeld das Wort Mission benutzen? Du arbeitest ja im Amt für Mission, Ökumene und Weltverantwortung.

Miriam Albrecht: In meinem Freiwilligendienst, den ich bei der Vereinten Evangelischen Mission gemacht habe, fand ich es immer schwer, anderen zu erklären, was ich da eigentlich tue. Sie fragten: „Gehst Du da jetzt hin und missionierst die da in Botswana?“ Ich habe dann immer versucht, deutlich zu machen, dass es gar nicht zuerst um die Hilfe geht, die ich als Freiwillige in meinem Dienst leiste, sondern dass es um Erfahrungen geht, die ich machen kann, wenn ich ein Jahr lang weit weg von zu Hause in einem vollständig fremden Kontext lebe und mich darauf einlasse. Wenn man Mission als Auftrag versteht, ist es ja etwas Schönes. Allerdings klingt bei mir bei dem Wort Mission auch immer das Wort Kolonisation mit. Da war vieles nicht in Ordnung – in dieser Verbindung von Macht und Mission. Auch wenn viele Kirchen in Afrika oder Asien sagen, dass sie auch viel Gutes durch die Missionare erfahren haben. Von dem negativen Beigeschmack würde ich mich gerne lösen – ohne das Positive zu verlieren.

Kuno Klinkenborg: Ich habe oft den Eindruck, dass kirchliche Menschen aus den Ländern des Südens viel weniger Probleme mit dem Begriff Mission haben als kirchliche Menschen bei uns.

Miriam Albrecht: Ja, im VEM-Podcast zum Thema Mission habe ich gehört, dass die Gemeinden in Indonesien häufig das Datum feiern, an dem die ersten Missionare kamen, weil sie auch viel Gutes mitgebracht haben.

Kuno Klinkenborg: Allerdings: Das Verb „missionieren“ benutze ich sehr ungern. Weil es immer so klingt, als könnte ich da etwas machen.

Miriam Albrecht: Und es klingt immer so passiv für die Person, die „missioniert werden“ soll. Die andere Person ist dann nur Objekt von etwas.

Kuno Klinkenborg: Ein Missionsopfer... Mission hat aber eigentlich etwas mit Dialog zu tun. Miriam, worin siehst

MISSION IST FÜR UNS...

Du denn da die Hauptherausforderung für unsere Kirche heute?

Miriam Albrecht: Die Gesellschaft wandelt sich, und da ist der Glaube nicht mehr die einzige Erklärung für das, was auf mich einstürmt. Besonders auf die Jugendlichen wirken viele verschiedene Weltanschauungen und Themen ein. Da muss die Kirche am Ball bleiben. Sie braucht Mut, sich zu verändern. Die Kirche von morgen kann nicht einfach an jahrhunderten Traditionen festhalten. Sie muss innovativ sein und auch Innovation zulassen.

Kuno Klinkenborg: Ja, merkwürdig ist, dass Kirche oft einen konservativen Zug hat. Wenn wir aber an Jesus glauben, glauben wir ja an den, der gesagt hat: „Siehe, ich mache alles neu!“ Er hat ja nicht gesagt: „Siehe, ich bewahre alles wie es war.“ Eigentlich müssten Christen und Christinnen sich auf Veränderungen freuen. Also Innovation, ja. Aber ohne, dass dabei die Kirche ihre Botschaft verliert. Es geht nicht zuerst darum, Mitglieder zu gewinnen, sondern es geht darum, in dieser Zeit das Reich Gottes zu leben und zu verkünden. Die Botschaft des Evangeliums verdient es, auf der Höhe der Zeit zu sein.

Miriam Albrecht: Kirche muss da ganz viel in die Jugend investieren. In Gremien weise ich immer wieder darauf hin: Wo kommt bei Euch die Jugend vor? Wenn Ihr Papiere verfasst: Wie kommt die Jugend darin vor? Die muss mit drin stehen. Auch in dem Missionspapier unserer Kirche steht nur an einer Stelle etwas über junge Menschen. Da muss mehr Gewicht drauf liegen! Für die Zukunft der Kirche ist es wichtig, die Jugend zu erreichen. Dazu muss man den jungen Menschen zuhören. Was erhoffen sie sich von Kirche, was brauchen sie, was wollen sie? Eigentlich müssten die jungen Leute bestimmen, wie Kirche von morgen aussehen soll.

Kuno Klinkenborg: Zumindest merkt man ja jetzt auch, dass der Eindruck, die Jugend sei nicht mehr politisch interessiert, überhaupt nicht stimmt. Gerade die Debatte um Klimagerechtigkeit macht das deutlich. Für uns wird aber wichtig sein, erkennbar zu halten, was der besondere kirchliche Beitrag ist. Wir bringen in alle Debatten einen Hoffnungsvorschuss mit.

Miriam Albrecht: Die Kirche muss entdecken, welche gemeinsamen Themen sie mit anderen hat, und dabei entdecken, dass das ihr Thema genauso ist wie die persönliche Glaubensbeziehung.

Kuno Klinkenborg: Das gehört unbedingt zusammen. Die Fragen nach Lebensgestaltung und Gottesbeziehung sind nicht voneinander zu trennen. Und als Christen und Christinnen dürfen wir da angstfrei rangehen: nicht wir müssen die Welt retten! Für mich ist es eine spannende Frage, wie wir die ethischen Fragestellungen in die Breite der Gemeinde hineinbekommen.

Miriam Albrecht: Neben dem fairen Kaffee ist Kleidung da ein gutes Thema. Kleidung interessiert eigentlich auch jeden. Was glaubst du denn: Brauchen wir denn einen neuen, unbelasteteren Begriff, um kenntlich zu machen, dass wir zukunftsweisend und einladend über den Glauben ins Gespräch kommen wollen?

Kuno Klinkenborg: Ich glaube, wir brauchen keinen anderen Begriff. Außerhalb der Kirche ist der Begriff nicht problematisch. „Mission impossible“ klingt cool, die Volksbank konnte vor ein paar Jahren werben mit: „Ihr Zuhause – unsere Mission“. Warum dürfen wir dann nicht von unserer Mission sprechen, die ja sogar eigentlich die Mission Gottes ist? Meinem Eindruck nach ist es auch ein typisch deutsches Problem, alle Begriffe zu problematisieren.

Miriam Albrecht: Wenn ich an den Jugendbereich denke, dann brauchen wir da auch keinen neuen Begriff. Wir brauchen da eigentlich gar keinen Begriff. Es geht einfach darum, einladend über den Glauben ins Gespräch zu kommen. Das ist es. Und dafür brauche ich dann keinen Begriff. Es hängt nicht daran, ob ich das Mission oder sonst wie nenne.

Kuno Klinkenborg: Und wir haben eigentlich keinen besseren Begriff, der es so umfassend beschreibt.

Kuno Klinkenborg ist Pfarrer für missionarischen Gemeindeaufbau im igm (Institut für Gemeindeentwicklung und missionarische Dienste).



Miriam Albrecht arbeitet in der Projektstelle „Exit fast fashion“ im Amt für MÖWe und studiert Empowerment studies.

Abschiede

Potential für die Erneuerung der ganzen Kirche

Interview mit Oberkirchenrat Dr. Ulrich Möller zum Ende seiner Dienstzeit, geführt von Annette Muhr-Nelson

Lieber Ulrich, Du warst Gemeindepfarrer und Ökumenebeauftragter der Lippischen Landeskirche, als Dich die westfälische Landessynode 1999 zum Oberkirchenrat wählte. Wie war die Ökumene in Westfalen damals aufgestellt?

Ulrich Möller: Die EKvW hatte immer ein starkes Profil als ökumenisch und gesellschaftlich engagierte Kirche. Das war mir persönlich auch sehr wichtig. Biografisch bin ich tief verwurzelt in der Friedensbewegung und in der Anti-Apartheid-Bewegung.

Du hast bei Wolfgang Huber über die Frage des Bekennens in der Friedensfrage promoviert und im Moderaten des Reformierten Bundes an der Erklärung „Nein ohne jedes Ja zu Massenvernichtungsmitteln“ mitgearbeitet. Bist Du ein Verfechter des status confessionis?

Ulrich Möller: In meiner Promotion habe ich untersucht, was der status confessionis in ethischen Fragen im Blick auf die Einheit der Kirche bewirkt. Es hilft nicht weiter, den status confessionis auszurufen, um herauszustellen, wie dringend die Kirche handeln muss. Er ist kein „Ausrufezeichen“ für die eigene Position, sondern die letzte Mög-



lichkeit, diejenigen in die Einheit der Kirche zurückzurufen, die sich dem klar gebotenen Bekennen verweigern. Hier muss Irrlehre oder theologisch begründete Verweigerung des der Kirche gebotenen Handelns klar zutage liegen. Ist das heute unsere Herausforderung? Nein. Um die Verbindlichkeit des heute gebotenen Zeugnisses der Kirche – etwa angesichts von Migration und Flucht oder im Blick auf Klimagerechtigkeit – müssen wir ernsthaft miteinander ringen. Dazu bedarf es immer wieder der Analyse und der Debatte um den einzuschlagenden Weg. Für solch offene Prozesse ist das Ausrufen eines status confessionis aber gänzlich ungeeignet. Es bleibt statisch und deklamatorisch, verhärtet Positionen und blockiert dringend notwendige Lernprozesse der Kirche angesichts komplexer globaler Herausforderungen. Es stärkt weder die Verbindlichkeit des gemeinsamen Zeugnisses noch führt es weiter in den notwendigen transformativen Prozessen.

Das klingt sehr theoretisch. Wie wurde es in Deiner Praxis wirksam?

Ulrich Möller: Als Mitglied im Moderaten des Reformierten Bundes war ich auch Delegierter im Reformierten Weltbund, und da kamen diese Überlegungen in vielen Prozessen zum Tragen. In den 80er und 90er Jahren thematisierten die Kirchen des Südens immer stärker die wirtschaftliche Ungerechtigkeit und wollten die gerechte Verteilung von Ressourcen und Kapital zum status confessionis erheben. Ich war stets überzeugt, dass ein Bekennnis gegen den Kapitalismus nichts bringt. Vielmehr braucht es eine globale Bewegung zur nachhaltigen Entwicklung. Und so kam es auch: 2002 wurden in einem vom

ABSCHIEDE

Weltkirchenrat initiierten Prozess unter der Überschrift „Wirtschaft im Dienst des Lebens“ die Kirchen in Westeuropa aufgefordert, sich den Herausforderungen der wirtschaftlichen Globalisierung zu stellen.

Wie hat die EKvW darauf reagiert?

Ulrich Möller: Die EKvW hat erstens ein nachhaltiges ethisches Investment eingeführt, d.h. die Rücklagen der Landeskirche und der Kirchenkreise werden seitdem nur an Banken mit einem Nachhaltigkeitsfilter gegeben. Und zweitens hat unsere Synode 2004 die ÖRK-Initiative aufgenommen mit einer klaren und differenzierten Analyse der wirtschaftsliberalen Globalisierung, der damit für die Kirche verbundenen theologisch-ethischen Herausforderungen, den Ansatzpunkten für notwendige Veränderungen und Selbstverpflichtungen zur Mitgestaltung einer gerechten Globalisierung. In der Folge wurde dann 2008 die Hauptvorlage „Globalisierung gestalten“ verfasst und auf allen Ebenen unserer Landeskirche diskutiert und in verbindliche Prozesse wie z.B. „Zukunft einkaufen“ überführt.

Ich erinnere mich gut an die Broschüre mit dem Einkaufswagen.

Ulrich Möller: Genau. Zeitgleich haben wir in der KEK (Konferenz Europäischer Kirchen) um eine gemeinsame europäische Position in den Fragen weltweiter Gerechtigkeit gerungen, und in einer Task Force des ÖRK einen kritischen Dialog mit IWF (Internationalem Währungsfonds) und Weltbank geführt. 2010 haben wir auf diesen Grundlagen dann in die Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen den Vorschlag einer gemeinsamen Task Force mit dem ÖRK mit dem LWB (Lutherischen Weltbund) eingebracht, um zusammen mit Experten aus Ökonomie, Politik und Wissenschaft konkrete, politikfähige Ansatzpunkte für eine gerechte Weltwirtschaftsordnung voranzubringen. Daraus entstand auch eine virtuelle Schule zur Förderung der wirtschaftlichen Kompetenz von Kirchenführern, in die sich aus unserer Kirche z.B. Prof. Dr. Martin Büscher einbrachte.

Nun decken die Themen des konziliaren Prozesses, der Globalisierung und des gerechten Wirtschaftens ja nur einen Teil Deines Aufgabengebietes ab. Zur Weltverantwortung kommen auch noch die Bereiche Mission und Ökumene hinzu, und Du bist ja auch Mitglied in der Kirchenleitung gewesen. Wie hast Du das alles unter einen Hut gebracht?

Ulrich Möller: Für mich waren die roten Fäden des konziliaren Prozesses immer zugleich ethische wie ekklesiologische Leitlinien. Es ging mir auch in meinem kirchenleitenden Handeln immer darum, angesichts pluraler Perspektiven Anschlussfähigkeit herzustellen und Verbindlichkeit zu stärken; herauszukommen aus den alten Kampflinien ideologischer Debatten und vor Ort fit zu werden für die Herausforderungen einer multilateralen, multireligiösen und säkularen Welt. Darum war es für mich ein Glücksfall, in einer Kirche Verantwortung zu übernehmen, die Mitglied ist in der Vereinten Evangelischen Mission. In der VEM verstehen wir Mission ganzheitlich. Mission, Ökumene und Weltverantwortung gehören untrennbar zusammen. Nur so kann Glaube ganzheitlich und verbindlich gelebt werden. Als Ökumenepfarrer in der Lippischen Landeskirche wurde ich 1992 in das internationale „United in Mission Committee“ gewählt, das die Transformation der damals noch deutschen Missionsgesellschaft in eine internationale Gemeinschaft gleichberechtigter Kirchen in drei Kontinenten verantwortete. Dort begegnete ich zum ersten Mal Jochen Motte, dem neuen Leiter der JPIC-Abteilung (Justice, peace, integrity of creation). Ephorus Dr Soritua Nababan aus Indonesien, der damalige Moderator, hat uns beide „auf die Spur“ gesetzt.. Sein Arbeitsstil war preußisch diszipliniert und hart, aber als theologisch visiöner Moderator war er genial. 1996 wurde ich für 8 Jahre in den Rat der VEM gewählt. Ab 2000 konnte ich dort mit Bischof Dr Zephanja Kameeta zusammenarbeiten, was ebenfalls sehr inspirierend war. Nach 2008 habe ich mich dann für einige Jahre stärker auf ÖRK, KEK und die WGRK (Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen) konzentriert, bevor ich seit 2016 als Vize-Moderator erneut leitende Verantwortung in der VEM übernommen habe.

Du bist ja auch das reformierte Mitglied der Kirchenleitung und als Ortsdezernent zuständig für Siegen und Wittgenstein. Wie blickst Du denn heute auf Dein über 20-jähriges Wirken in der EKvW zurück?

Ulrich Möller: Da sind vor allem verschiedene grundlegende Transformationsprozesse, die unsere Kirche herausfordern, zunächst zu grundlegenden Reformen und Veränderungen der Kirche von Westfalen selbst: wie wollen wir als Evangelische in ökumenischer Weggemeinschaft Kirche sein im 21. Jahrhundert in einer multiethnischen, multireligiösen, säkularen und zunehmend digitalen Gesellschaft? Wie können Menschen der jungen und mittleren Generation Zugang finden zu Schönheit und Lebensbedeutung des christlichen Glaubens? Da gehören „Weltdmission“ und „Volksmission“ schon lange zusammen. Deshalb

freue ich mich, dass das Amt für MÖWe und das Institut für Gemeindeentwicklung und missionarische Dienste jetzt zu einem neuen Institut zusammenwachsen. Es wird regional verankert konsequent als Netzwerkorganisation arbeiten. Das hat das Potential zu einem Motor der Erneuerung in unseren Kirchenkreisen und Gemeinden.

Zugleich aber auch: Wo ist unser Handeln vor Ort und in der weltweiten ökumenischen Gemeinschaft gefordert angesichts gesellschaftlicher und globaler Transformationsprozesse? „Klimagerechtigkeit“, „Kirche und Migration“ sind hier die Stichworte. Das Entscheidende geschieht bei uns vor Ort in den Gemeinden, Kirchenkreisen, Initiativen. Zugleich sind visionäre, öffnende und orientierende Impulse immer wieder wichtig. Und ich habe internationale ökumenische Konsultationen unserer Kirche vor Augen, z.B. gegen Kinderarmut, zum Reformprozess „Kirche mit Zukunft“, zur Hauptvorlage „Familien heute“, im Calvinjahr 2009 „Calvin today“ und 2013 „40 Jahre Leuenberger Kirchengemeinschaft“. Im Prozess „Kirche und Migration“ mit der interaktiven Hauptvorlage www.erlebtvielfalt.de 2019 die internationale Konferenz, und in diesem Jahr die große digitale Konferenz „Mission Today“ zum Missionsverständnis der EKvW.

Als reformierter Ortsdezernent durfte ich den Prozess der Zusammenführung der Kirchenkreise Siegen und Wittgenstein begleiten, in dem reformiertes Profil sich den Herausforderungen der Zusammenarbeit in neuen, zukunftsfähigen Strukturen stellt.

Hier wie in allem Handeln aus kirchenleitender Perspektive erlebe ich: „Der Auftrag der Kirche, in welchem ihre Freiheit gründet, besteht darin, ... die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk“. Kirchenleitendes Handeln ist an diesem Auftrag der Kirche orientiert und nicht an ihrer Selbsterhaltung. Von daher hat für mich immer Priorität gehabt nicht die Verwaltung des Bestehenden, sondern die Gestaltung des Bevorstehenden. Diesen Auftrag können wir nicht in konfessioneller Selbstgenügsamkeit erfüllen, sondern nur im ökumenischen Horizont. Das gilt insbesondere auch für die Weggemeinschaft vor Ort mit den Geschwistern der Katholischen Kirche, den Mitgliedskirchen der ACK und den internationalen Migrationsgemeinden. Ich freue mich, dass wir im Sinn einer Ökumene der gemeinsamen Sendung gerade mit den Bistümern in Westfalen auf Grundlage unserer ökumenischen Selbstverpflichtungen in wichtigen Zukunftsfragen inzwischen gut unterwegs sind.

Als Du anfingst, gab es das Amt für MÖWe in seiner heutigen Form noch nicht.

Ulrich Möller: Ja, das war der erste Transformationsprozess: die Bereiche Mission, Ökumene und Weltverantwortung zusammenzuführen. Im Jahr 2000 gab es die Arbeitsstelle konziliärer Prozess und im Diakonischen Werk in Münster die ökumenische Diakonie. Wir haben eine Feldanalyse gemacht und einen Organisationsentwicklungsprozess in Gang gesetzt. Das führte zur Bildung des Amtes für MÖWe. Die Geschäftsverteilung im Dezernat sollte sich in den fachlichen Zuständigkeiten im Amt spiegeln. So wurde der Gemeindedienst für Mission und Ökumene (GMÖ) integriert, und es kamen immer mehr Fachstellen hinzu. Wichtig war mir auch, dass das ganzheitliche Missionsverständnis der VEM sich wider spiegelt – nicht nur im Amt für MÖWe, sondern in unserer ganzen Kirche. So gab es z.B. auch einen Ökumenischen Süd-Nord-Mitarbeiter im damaligen Amt für missionarische Dienste.

Lieber Ulrich, ich bin ja erst seit sechs Jahren in der MÖWe tätig und habe in dieser Zeit eine Menge miterlebt – die Reformationsdekade, das genial-verrückte Weite-wirkt-Festival, den Dortmunder Kirchentag, die Entwicklung von „Kirche und Migration“ und die daraus folgenden Prozesse, um nur einiges zu nennen. Stets ging es dabei darum, das Bereichernde und Wirksame gelebter internationaler Ökumene erlebbar zu machen. Du warst oft der entscheidende Motor, um Projekte zu verwirklichen, an die wir uns allein nicht herangetraut hätten. – Dafür möchte ich Dir an dieser Stelle einmal danken. – Meine Abschlussfrage an Dich lautet: wie sieht die Ernte aus, die Du nach Jahrzehntelanger ökumenischer Arbeit für Dich einfährst und welches Vermächtnis hinterlässt Du uns?

Ulrich Möller: Der innere Kompass meiner Arbeit in Westfalen lautete stets: Kernkompetenzen in den Themenbereichen oder besser Querschnittsdimensionen Mission, Ökumene und Weltverantwortung stärken. Das Amt für MÖWe bildete dabei einen Ort mit genügend kritischer Masse, um neue Impulse kraftvoll aufzunehmen und umzusetzen. Ökumene ist nicht nur eine Facette kirchlichen Lebens. Ökumene ist eine wesentliche Dimension von Kirche. Und Mission bei uns wie weltweit, Ökumene und Weltverantwortung gehören untrennbar zusammen. Deshalb wünsche ich Euch Mut und Zuversicht in der künftigen Arbeit im neuen gemeinsamen Institut!

Als protestantische Gebietskirche müssen wir uns das immer mal wieder klar machen.

Ulrich Möller: Ja, und darum werden die Ökumenemittel auch dafür verwandt, die ökumenische Dimension in den verschiedensten Handlungsfeldern – Musik, Schule, etc. – zu stärken. Das ist Teil der Grundhaltung und der Identität der Evangelischen Kirche von Westfalen. Der Vereinigungsprozess des Amtes für MÖWe und des Instituts für Gemeindeentwicklung und missionarische Dienste (igm) ist eine Konsequenz daraus. Verbunden mit der Vision, dass in der Verbindung der Bereiche Mission, Ökumene und kirchliche Weltverantwortung Potential für die Erneuerung der ganzen Kirche steckt.

Ich bin richtig glücklich darüber, dass wir ein Konzept entwickelt haben, das dem neuen Institut Planungssicherheit

bis 2030 gibt. Die Debatte über das aktuelle Missionsverständnis, die internationale Konferenz dazu und der Prozess der Interkulturellen Entwicklung unserer Landeskirche sind weitere folgerichtige Schritte auf diesem Weg. Dazu wünsche ich der EKvW und insbesondere allen, die in Zukunft Verantwortung auf diesem Weg übernehmen, alles Gute und Gottes Segen. Ich durfte über zwei Jahrzehnte lang Teil dieser Weggemeinschaft sein. Und ich bin sehr dankbar dafür, dass Gott mich an diesen Platz geführt hat.

Lieber Ulrich, für den Übergang in Deinen Ruhestand wünsche ich Dir Gottes Segen und Geleit. Danke für das Gespräch.

„Gott will uns heiter sehen!“

**Interview mit Pfarrer Martin Domke,
Leiter des Eine-Welt-Zentrums
Herne und MÖWe-Regionalpfarrer
im Ruhrgebiet, geführt von
Katja Breyer**

Unser Kollege Martin Domke wird im Januar 2022 in den Ruhestand gehen. Wir möchten diesen Anlass nutzen, um mit Martin ins Gespräch zu kommen – dabei zurück zu blicken, aber uns auch nochmal von ihm etwas in unser „Stammbuch“ schreiben zu lassen.

Lieber Martin – Du stehst wie sonst kaum jemand für die weltweite ökumenische Arbeit der Evangelischen Kirche von Westfalen. Im MÖWe-Team, im Kirchenkreis Herne oder in der Synode der Landeskirche, immer wieder hast Du Dich prägnant und markant dafür eingesetzt, dass wir aus der Selbstbespiegelung herauskommen und vor allem Kirche für andere sind. Wenn Du den Auftrag für Kirche beschreiben solltest, wie würde der lauten?



Martin Domke: Also mal schön langsam. Ich bin nur einer unter vielen. Ich fang aber mal als alter Mann mit einem anderen alten Mann an. Willem A. 't Hooft ist nicht nur wie ich Abkömmling des CVJM, er hat wie ich seine inhaltlichen Anleihen bei Karl Barth und war fast so lange Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen wie ich in der Leitung des EWZ (Eine-Welt-Zentrum Herne) tätig bin - kleiner Unterschied immerhin. Sein Buchtitel ist bis heute unvergessen: „Die Welt war meine Gemeinde“. Er hat es im Ruhestand geschrieben. Mal sehen, was da bei mir noch wird.... Ich werde auf keinen Fall über alte Männer schreiben.

Aber zurück zur Frage. Dass die Welt nicht nur „meine Gemeinde“, sondern der Ort der Präsenz Christi ist, an dem er sich finden lässt und durch die Kraft des Geistes als Freund der Ärmsten erweist, scheint mir gegenwärtig doch gelegentlich in den Hintergrund zu rücken. Insofern wäre ein klarer Blick auf den Auferstandenen genug Anlass, fröhlich und mit ganzem Ernst Christus bei den Menschen zu suchen, die Opfer von Gewalt und Unrecht, von Menschenrechtsverletzungen, vor allem Opfer von unserer Gleichgültigkeit, besonders der im globalen Norden, sind. Das gilt gegenwärtig besonders für das gesamte Feld der Klimakrise. Hier sind wir als Kirchen noch lange nicht aufgewacht aus unserem Dornröschenschlaf.

Welche Hauptarbeitsschwerpunkte siehst Du für die Kirche?

Martin Domke: Die Kirche hat den Armen das Evangelium zu verkünden. Aber die Frage nach der Armut schlummert bei uns unter der kapitalistischen Bettdecke. Man spricht da nicht so gerne darüber. So kann aber die eigentliche Aufgabe der Kirche nicht zur Geltung kommen, nämlich wirklichen Trost zuzusprechen, Menschen auf diese Weise zu stärken und zum Kampf bereit zu machen. Aber auch umgekehrt: andere Menschen wahrnehmen, die uns als Kirche zum Kampf bereit machen. Das ist ja schon gar nicht im Blick.

Nur geht der Kampf um Gerechtigkeit ja in Castrop-Rauxel nicht grundsätzlich anders als auf den Philippinen oder im Kongo. Das heißt: Die Teilhabe möglichst Vieler am gemeinsamen Leben vor Ort ist als elementarer Schwerpunkt kirchlicher Arbeit weltweit heute zu benennen: Raus aus den Kirchen, rein in die fremden Häuser und auf die Marktplätze. Den Menschen zuhören, sich bekannt machen und der Mission nachspüren, die Gott den Menschen um uns herum ins Herz schreibt. Die Gemeindehäuser aufschließen, mindestens 16 Stunden am Tag, für örtliche Initiativen aller Art, die „Community-Building“ betreiben,

also eigene Konzepte der Stärkung von Menschen vor Ort. Entwicklungspolitisch heißt das „Capacity Building“. Warum können aus Kirchenchören und Sprachkursen für Geflüchtete nicht neue Chöre entstehen? Kommunale Runde Tische zur Quartiersentwicklung haben doch ihren ureigenen Platz bei uns – wo denn sonst? Bei politischen Parteien? Und Angebote zur Traumatherapie und Konfirmandenarbeit hätten sich doch auch etwas zu sagen, genau wie eine Frauenhilfe und Klimaschützer*innen

Bei vielen Ereignissen hast Du „mitgemischt“ – sei es der Kirchentag in Dortmund, Westfalen weltweit oder die Kampagne „Fair play - fair life“. Welches war für Dich das eindrücklichste Erlebnis?

Martin Domke: Ach, da gibt es viele. Natürlich war es großartig, dass ich Dr. Mukwege als Friedensnobelpreisträger zum Kirchentag 2019 einladen konnte. Das sind so die Zufälle und Highlights. Aber etwas Anderes ist mir noch sehr in Erinnerung. Wir hatten 2006 in Porto Alegre auf der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen Desmond Tutu zu einem Interview anlässlich der Vorstellung der fair gehandelten Fußbälle gewinnen können. Der Mann, der ja bekanntlich kaum eine Polemik auslässt, wenn er Statements für die Schwachen abgibt, trat in den gut gefüllten Pressesaal und alle warteten wieder auf eine knackige Aussage. Da trat dieser kleine Mann ans Pult, stellte sich daneben und sagte schlicht: „Let's pray“. Kein*e einzige*r der Journalist*innen wagte es in diesem Moment zu schreiben oder zu fotografieren, es herrschte mitten in diesem völlig alltäglichen Geschäft eine, sagen wir ruhig, „heilige Stille“. Es ging vom ersten Wort dieses Gebets bis zum Ende der Konferenz um die Sache: das Unrecht, das Kindern und Frauen in der Produktion unserer Konsumgüter angetan wird.

Das Eine-Welt-Zentrum Herne steht wie kaum ein anderes für Fairen Handel und weltweite Gerechtigkeit. Es war ein wichtiger Treiber für fairen Kaffee, faire Teppichproduktion u.v.m. Wo siehst Du die Hauptfolge des Fairen Handels?

Martin Domke: Danke dass Du mich nicht nach den Misserfolgen fragst, aber Du weißt sicherlich auch warum... Aber ja, gerne, es gibt heute nur wenige Frauenhilfen in den Gemeinden, die noch mit gutem Gewissen Jakobs Krönung oder Tchibos Hastenichgesehen in ihren Kaffeetassen haben. Ich sage nicht, dass es nicht noch eine ganze Reihe Verstockte und Uneinsichtige auch in anderen Gemeindegruppen gibt, die es trotzdem tun. Aber

ABSCHIEDE

sie tun es jedenfalls nicht mit gutem Gewissen. Das gilt natürlich für Kolleg*innen genauso.

Aber der Erfolg des Fairen Handels ist größer zu sehen. Die nachweislich zunehmende Nachfrage nach fair gehandelter Kleidung und anderen Produkten zeigt doch einen langsam, aber stetigen gesellschaftlichen Wandel. Der wäre ohne die jahrzehntelange Arbeit der Nichtregierungs-Organisationen und kirchlichen Gruppen nicht möglich gewesen. Und in letzter Zeit auch nicht ohne die sozialen Medien. Ich meine auch unter nicht wenigen Jugendlichen ein zunehmendes Interesse an dem ganzen Themenspektrum wahrzunehmen.

Schließlich ist ja ein Großteil der Städte wenigstens im Ruhrgebiet der Initiative Fair Trade Towns beigetreten. Das bedeutet aber ständigen Kampf, solange das nur „Anhängsel“ ist und als ökologisches Aushängeschild gesehen wird. Die Globalen Entwicklungsziele (Sustainable Development Goals, SDG's) sind nur so viel wert wie sie lokal auch umgesetzt werden. Das richtet sich vor allem an die Rathäuser, die noch, sagen wir mal neutral, relativ viel Luft nach oben haben bei der Umsetzung dieser Ziele. Und die Kirchen sowieso, darüber reden wir hier nicht.

Das Eine-Welt-Zentrum Herne verbindet sehr intensiv die weltweite Arbeit z.B. für Fairen Handel mit der konkreten Arbeit hier vor Ort z.B. der Arbeit mit Geflüchteten und Opfern von Menschenhandel. Worin siehst Du den besonderen Mehrwert dieses Zusammenspiels der verschiedenen Aspekte?

Martin Domke: Na ja, inwieweit das bei uns integriert geschieht, steht auf einem anderen Blatt. Aber vielleicht hat meine Nachfolge da ja ein besseres Händchen. Der Mehrwert liegt eigentlich auf der Hand: Geflüchtete, welcher Herkunft auch immer, und vor allem Opfer von Verfolgung und natürlich Menschenhandel sind nahe am Herzen Gottes, um es mal biblisch und emotional auszudrücken. Dahinter steht aber letztlich die tiefe Überzeugung, dass Menschenrechte unteilbar sind. Und das ist wiederum eine Einsicht, die viele von uns aus den alten Befreiungsbewegungen (68-er, Antiapartheid u.a.) sozusagen noch als DNA in sich tragen, die aber heute im politischen Diskurs nicht nur unterzugehen droht, sondern tatsächlich neu erstritten werden muss. Dieser Diskurs ist von größter Bedeutung für die gegenwärtige Weiterentwicklung des Verständnisses von Menschenrechten. Befreiungsbewegungen, ob sie sich nun in Russland oder Brasilien, den Philippinen oder Europa gegen Unterdrückung und für den Schutz von Opfern jeglicher Gewalttäterschaft einsetzen, führen uns das nahezu jede Woche

vor Augen. Dazu gehören natürlich auch die Fridays for Future- oder andere Klimabewegungen.

Häufig warst Du in der Region der Großen Seen in Afrika unterwegs. Woher kommt deine Leidenschaft für diese Region und besonders für die DR Kongo? Was fasziniert dich dort am meisten?

Martin Domke: Ich beantrage ein eigenes Interview zu dieser Frage, die ja in Wirklichkeit viele sind. Für die, die es nicht wissen: Meine Frau und ich sowie zwei unserer Kinder haben dort gelebt, wir Eltern über 5 Jahre lang. Das prägt. Der Name Große Seen sagt ja schon, was für eine atemberaubend schöne Landschaft das ist, in unmittelbarer Nähe der letzten Flachlandgorillas der Welt und der Vulkane des ostafrikanischen Grabenbruchs.

Aber das Entscheidende bleibt: Ökumene muss man erlebt haben, um in ihr zu wachsen und die eigene Sozialisation aus dem Abstand zu betrachten. Meine Leidenschaft lag immer bei den Leuten, die Opfer unseres vom Kapitalismus bestimmten Herrschaftsverhaltens sind. Wir waren in einer relativ harmlosen traditionellen Missionsaufgabe durch die VEM entsandt, wie man damals sagte. Die Partnerschaft war an sich ganz gut aufgestellt. Dann wurden wir in den Strudel des ruandischen Völkermords hineingerissen und waren wie die meisten allein gelassen mit unseren Fragen, unserer Verzweiflung, Wut und Schutzmechanismen. Unsere Partnerschaft stand über Nacht im Zentrum weltpolitischer Interessen. Bis heute sind die Gewaltexzesse nicht verstummt, zugleich wachsen die Aufgaben der Kirchen der Region, bei deren Bewältigung wir als ihre ökumenischen Partner ihnen zur Seite stehen. Da haben wir in den vergangenen Jahren viel erreicht, auch wenn die allgemeine Lage sich eher verschlechtert hat. Es zeigt sich an einer wachsenden Zahl von Vorhaben und Projekten, die die Kirchen selbst vorschlagen. Da hat sich viel getan.

Du hast im JPIC-Ausschuss der VEM (Ausschuss für Justice, Peace und Integrity of creation) intensiv mitgearbeitet. Welche Höhepunkte gab es in dieser Arbeit, mit denen du vielleicht nicht gerechnet hast - und welche Tiefschläge?

Martin Domke: Wir haben, damals noch unter Peter Ohligschläger, den Weg der VEM in die Klimakollekte freigemacht, ein Novum zu der Zeit. Und aktuell: Jeden Januar gab es in den letzten Jahren ein gemeinsames Seminar mit dem Frauenausschuss der VEM zu einem



aktuellen menschenrechtspolitischen Diskurs. Dabei ging es meistens kontrovers zur Sache, sodass daraus eine Art Fachseminar mit Frühwarnsystem wurde, wo gesellschaftliche Fragen im internationalen Kontext oft verhackstückt wurden, bevor es andere taten.

Eine Sache aber ist mir besonders wichtig: Dass es uns gelang, vor über 10 Jahren ein Menschenrechtsbüro für die besonders betroffene Region Afrikas in Berlin zu errichten, das „Ökumenische Netz Zentralafrika“. Das ist im Wesentlichen Jochen Mottes (Vorstandsmitglied der VEM) Verdienst und bis heute eine ganz wichtige Anlaufstelle für Politik und Gesellschaft.

Die weltweite Ökumene und Partnerschaften sind zum einen interessant und faszinierend, aber auch eine Herausforderung. Was war und ist für Dich am schönsten und was am schwierigsten, z.B. bei der Arbeit im Kontext der VEM?

Martin Domke: Die meisten Partnerschaften und die in ihnen Engagierten sind in die Jahre gekommen. Je länger ich selbst dabei bin, frage ich nach den wirklich gemeinsamen Überzeugungen. Es fasziniert mich sehr, wenn ich junge Leute aus unseren Kirchen für Recht und Gerech-

tigkeit unter Androhung von Festnahmen oder Schlimmerem kämpfen sehe. Sie haben uns eine Menge voraus und wissen offenbar, wofür sie einstehen.

Am schwierigsten? Ich weiß es nicht, aber ich denke, Partnerschaft muss heute wieder neu erlernt werden. Kultursensibler, offener, angesichts des kolonialen Erbes auch eindeutiger. Und ja, man kann und sollte Partnerschaften auch beenden, wenn es keinen Sinn mehr macht. Wir dürfen uns nicht abhängig machen in diesen Beziehungen, auf beiden Seiten nicht. Bilaterale Kirchenkreispartnerschaften dürften auch bald der Vergangenheit angehören. Und das tansanische Schulsystem gehört eher ins Horrrorkabinett als auf die Unterstützungsliste.

Schließlich: Partnerschaften ohne den gegenseitigen Blick auf die Marginalisierten führen sich selbst ad absurdum. Das betrifft nicht nur die deutsche Seite. Es war ein starkes Zeichen, das viele erstaunt hat, als innerhalb der VEM aus den Kirchen des Globalen Südens 50.000 Euro in kürzester Zeit für die deutschen Flutopfer gespendet wurden.

Zugleich habe ich den Eindruck, dass wir nach 40, 50 Jahren Partnerschaft an einem Scheideweg stehen. Ich bin selbst gespannt, was daraus wird.

Was möchtest Du uns als MÖWe-Team, aber auch allen anderen ökumenisch Engagierten mitgeben?

Ich habe so gerne mit Euch gearbeitet, dass mir das wirklich schwerfällt. Aber vielleicht eben ganz allgemein: wir sind erlöst und befreit, aber zu selten vergnügt. Es ist aber unser allererstes Privileg: Wir brauchen den Tod nicht zu fürchten, denn wir gehören zu den ersten Freigelassenen der Schöpfung. Und einen neuen Himmel und eine neue Erde kann man nicht mit verbissenem Gesicht erhoffen, trotz vieler Seufzer. Gott will uns heiter sehen! So eine Ökumene, so eine Kirche wünsche ich mir und uns allen, zumindest in Ansätzen.

Vielen Dank für das Gespräch.

Katja Breyer ist Fachreferentin für Eine Welt und Entwicklungspolitik im Amt für MÖWe.



Aktionen und Materialien



Foto: SOS Rosarno

Die Orangen-Aktion startet wieder ab November! Neue Informationsmaterialien und Bildungsangebote

„Süß statt bitter“: Unter diesem Motto haben sich im vergangenen Jahr viele Pfarr- und Kirchengemeinden, Weltläden, Initiativen, Kommunen, Unternehmen, Schulen und Kitas an der Orangen-Aktion beteiligt. Fast 50 Tonnen öko-fairer Orangen aus Südalien wurden im Münsterland, Ruhrgebiet, Ostwestfalen, Sauerland und an den Niederrhein verkauft, verteilt, verschenkt ... und damit ein großartiges Zeichen für eine gerechte Wirtschaft gesetzt. Wegen der guten Resonanz startet die Orangen-Aktion in diesem Herbst wieder.

Der Verein SOS Rosarno in Kalabrien liefert ökologisch angebaute Orangen. Diese Orangen werden ohne Pesticide und chemischen Dünger angebaut, aber vor allem erhalten die Arbeiter auf den Orangenplantagen in Südalien den ihnen zustehenden gesetzlichen Lohn. Dies ist leider auch in Europa alles andere als selbstverständlich. Von November bis April jeden Jahres helfen viele

tausend Wanderarbeiter, meist afrikanische Geflüchtete, bei der Orangenernte. Sie arbeiten als Tagelöhner ohne jegliche Rechte auf den Plantagen für ca. 25 Euro am Tag. Kein Lohn, von dem man anständig leben könnte. Die Ernte-helfer hausen bei Kälte in Zelten und leben unter erbärmlichen Bedingungen. Multinationale Konzerne und Handelsketten diktieren den Bauern die Orangen-

Preise. So bezahlen große Handelsketten nur 12 Cent/kg Orangen. Die Produktionskosten liegen bei mindestens 20 Cent/kg. Deshalb haben die Bauern nur zwei Möglichkeiten: entweder die Früchte verfaulen zu lassen oder die Migranten als Tagelöhner auszubeuten. Der Verein „SOS Rosarno“ setzt der Ausbeutung etwas entgegen. Er beschäftigt die Migranten mit regulären Arbeitsverträgen und zahlt ihnen Tariflöhne sowie Sozialbeiträge. Diese öko-fairen Orangen werden im Rahmen der Orangen-Aktion importiert.

Ein Teil des Verkaufs-Erlöses der Orangen wird an das Projekt „Lichter auf Rosarno“ von „Mediterranean Hope“ gespendet. Die Migranten werden auf dem Weg zu ihrem Arbeitsplatz, den Plantagen, häufig Opfer von Verkehrsunfällen, weil ihre Fahrräder unbeleuchtet sind. In dem Projekt werden ihre Fahrräder mit Lampen ausgestattet und in ihren Zeltsiedlungen Solarlampen installiert.

Ab Anfang November wird wieder zu Sammel-Bestellungen aufgerufen. Eine erste Orangen-Lieferung ist um den 1.12. geplant. Rund um Nikolaus kann also die Arbeit von SOS Rosarno und von „Mediterranean Hope“ unterstützt werden. Seien Sie dabei! Bestellen Sie Orangen und bringen Sie Menschen in Ihrer Gemeinde, Ihrer Stadt auf den Geschmack nach mehr Gerechtigkeit! Bestell-Zentren für Orangen werden sein: die Fair Handelsgesellschaft mbH Münster, das Allerwelthaus Hagen, der fairrhein e.V./Weltladen Kamp-Lintfort, der Weltladen Lippstadt, das Eine Welt Zentrum Herne, der Kirchenkreis Dortmund.

Informationen zur Orangen-Aktion:

Amt für MÖWe der EKvW

Mail: katja.breyer@moewe-westfalen.de

Telefon: 0231-5409-73



Für die begleitende Informations- und Bildungsarbeit gibt es neue Materialien. Das SÜDWIND-Institut erstellt ein Factsheet zu dem Thema. Bei den Medienzentralen des Bistums Münsters, der Evangelischen Kirche von Westfalen sowie der Evangelischen Kirche im Rheinland kann der Spielfilm „Mediterranea“ für öffentliche Aufführungen Online und als DVD ausgeliehen werden. Eine pädagogische Arbeitshilfe zum Film steht auch zur Verfügung. Der Film erzählt die Geschichte zweier junger Männer aus Burkina Faso, die in der Hoffnung auf ein besseres Leben, sich auf den Weg nach Europa machen. Am Ende landen sie nach der gefährlichen Überfahrt über das Mittelmeer in den Orangenplantagen Rosarnos. Dort zerschlägt sich ihre Hoffnung.

Auf der Homepage → www.eine-welt-gruppen.de gibt es alle Informationen und Angebote gebündelt, z.B. Anregungen für Konfi-Arbeit, Gottesdienste, eine Powerpoint für Vorträge.

Katja Breyer, Amt für MÖWe



63. Aktion von Brot für die Welt: „Eine Welt. Ein Klima. Eine Zukunft.“

Klimagerechtigkeit steht im Mittelpunkt der 63. Aktion von Brot für die Welt. Dabei geht es etwa um die Auswirkungen des Klimawandels in Simbabwe. „Simbabwe gehört zu jenen Ländern, die am stärksten vom Klimawandel betroffen sind“, sagt der Klimaforscher Desmond Manatsa, Dekan an der simbabwischen Bindura-Universität. „Besonders seit 2015 beobachten wir im Osten verstärkt Hitzewellen und extreme Wettermuster.“ Die immer längeren Hitzeperioden gefährden die Existenz von Kleinbauernfamilien.

Der Zyklon Idai fiel März 2019 über das Hochland Simbabwes her. Die tagelangen Sturzregen führten zu lawinenartigen Abgängen, die Teile von Dörfern und Feldern unter sich begruben. Allein im Distrikt Chimanimani starben fast 500 Menschen, viele wurden vom Schlamm begraben – eine der schlimmsten Naturkatastrophen aller Zeiten im südlichen Afrika. Mitarbeitende von TSURO, einer Partnerorganisation von Brot für die Welt, leisteten damals Soforthilfe. Erst verteilten sie Lebensmittelpakete, dann stellten sie Saatgut und Know-how für den nachhaltigen Wiederaufbau zur Verfügung. Inzwischen ist die erste Ernte eingefahren, die Menschen sind nicht mehr auf Lebensmittel- Nothilfe angewiesen.

TSURO unterstützt mehr als 1.000 Kleinbauern und -bäuerinnen, mit den Folgen des Klimawandels zu leben und gleichzeitig die Umwelt zu schützen. Welches Saatgut funktioniert unter den veränderten Klimabedingungen? Wie lässt sich der geringe Niederschlag effektiv nutzen? Wie die Schäden von Stürmen minimieren? Die Kleinbauern und -bäuerinnen besuchen Schulungen zu nachhaltiger Landwirtschaft, zur Produktion von biologischem Dünger sowie zur Weiterverarbeitung ihrer Produkte und lernen, sie über die sozialen Medien zu vermarkten. Zudem erfahren sie Unterstützung bei der Katastrophenprävention.

Neben der Bitte, Partnerorganisationen mit Spenden zu unterstützen, fordert Brot für die Welt dazu auf, klimafreundlich zu leben und zu wirtschaften:

Den eigenen ökologischen Fußabdruck reduzieren

Ob Lebensmittel, Kleidung oder Energie unser ganzes Leben beruht auf dem, was uns die Natur zur Verfügung stellt. Aber wie viele Ressourcen können wir verbrauchen, ohne die Ökosysteme zu schädigen? Und was müssen wir tun, damit alle Menschen weltweit gut leben können?

Bei der Beantwortung dieser Fragen hilft der „Ökologische Fußabdruck“. Mit einem einfachen Test kann man überprüfen, wie nachhaltig die eigene Lebensweise ist. Probieren Sie es aus!

→ www.fussabdruck.de

Den großen Rahmen verändern

Persönliche Verhaltensänderungen allein reichen nicht aus, um das Klima zu schützen – auch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen müssen stimmen. Hier setzt der „Politische Handabdruck“ ein: Er macht Mut, sich in Schule, Arbeitsplatz, Verein, Kommune oder auf landes- und bundespolitischer Ebene zu engagieren.

Informieren Sie sich!

→ www.handabdruck.eu

Oder möchten Sie mit Ihrer Gemeinde die „Fridays for Future“-Bewegung unterstützen? Dann wenden Sie sich doch an „Churches for Future“.

→ www.kirchen-fuer-klimagerechtigkeit.de/churches-for-future

Unsere Stimmen für das Klima

EARTH·CHOIR·KIDS Dieses Projekt möchte den Klimawandel musikalisch ins Bewusstsein von Kindern und Jugendlichen rücken. Die Idee von „Unsere Stimmen für das Klima“: Überall in Deutschland finden Konzerte statt, in denen speziell für Kinder- und Jugendchöre komponierte Klima-Songs gesungen werden. Mitmachen können (Kinder-)Chöre, Schulklassen oder Gruppen. Singen Sie mit!

→ www.earth-choir-kids.com

*Katja Breyer,
Beauftragte des
Kirchlichen
Entwicklungs-
dienstes (KED)*



Raus aus der Billigmode

Jugendprojekt „Exit Fast Fashion“ setzt auf Umdenken und Mitmachen



Kaufen – tragen – wegschmeißen. Möglichst schnell und extrem billig. So funktioniert das System Fast Fashion. Unter Zeit-, Preis- und Qualitätsdruck werden enorme Mengen an Kleidung produziert. Dieses System Billigmode durchbrechen will das Jugendprojekt „Exit Fast Fashion“, das Wege zum Ausstieg aufzeigt.

Es spricht vor allem junge Menschen an, sich mit den ökologischen Folgen der Fast Fashion-Industrie auseinanderzusetzen. Sie sollen ihren eigenen Kleider-Konsum überdenken und aktiv werden für einen anderen Umgang mit Kleidung. Für eine Fashion for Future, wie die Projektkoordinatorin Miriam Albrecht erklärt.

Ein kostenloses Computerspiel unter dem Motto „Die letzte Chance“ macht Jugendliche zu Ermittlerinnen und Ermittlern. Beim Online Escape Game sollen sie stellvertretend für eine Umwelt-Aktivistin nach Beweisen für die Probleme suchen, die für Mensch und Umwelt durch die Fast Fashion-Industrie entstehen. Denn immer schneller und immer billiger werden enorme Mengen an Kleidung produziert – mit massiven Folgen: Müllberge aus Alt-kleidern wachsen, kostbares Wasser wird verschmutzt und ist nicht mehr trinkbar, (Mikro-)Plastikmüll gelangt ins Meer, Menschen werden ausgebeutet und auch der Klimawandel wird so angeheizt.

Denn vor allem die Herstellung der enormen Mengen an Textilien, aber auch das Waschen und Trocknen der Kleidung ist sehr energieaufwändig. Dafür werden vor allem fossile Energien wie Erdöl und Kohle verwendet, weshalb die Modebranche einer der größten Klimasünder ist. Etwa acht bis zehn Prozent der weltweiten Treibhausgasemissionen gehen schätzungsweise auf ihr Konto – das ist mehr, als der weltweite Schiffs- und Flugverkehr zusammen verursachen.



Gleichzeitig werden Unmengen an Wasser verbraucht und durch Pestizide beim Baumwollanbau und in Färbe-prozessen mit Chemikalien versetzt, wodurch Trinkwasser verunreinigt wird. Auch die Ozeane leiden unter dem enormen Kleidungskonsum. Denn ein Großteil der Kleidung besteht aus Synthetikfasern wie Polyester, die aus Erdöl gewonnen werden. Durch das Waschen der Kleidung gelangen winzig kleine Mikroplastikpartikel, die biologisch nicht abbaubar sind, in die Weltmeere und über die Nahrungsketten auch in unsere Körper.

In den vergangenen zehn Jahren hat sich die Menge an neuer Mode in Deutschland verdoppelt. Doch Kleider, Blusen, Hosen, Hemden werden immer weniger lang getragen – die Tragedauer ist um die Hälfte gesunken. So landen jährlich rund 92 Millionen Tonnen Kleidung auf den Müll – Tendenz steigend. Der Online-Handel treibt das Wachstum weiter an.

Es gibt viele Möglichkeiten für einen „Exit Fast Fashion“ und „jede*r kann dazu etwas beitragen“, sagt Miriam Albrecht. „Kleidung länger tragen, weniger neue Kleidung kaufen, nachhaltige Modemarken unterstützen und große Modemarken sowie die Politik zum Umlenken auffordern“, nennt sie beispielhaft. Mit Freundinnen und Freunden über das Problem sprechen und sie zum Mitmachen motivieren, helfe auch dabei. Die 24-Jährige will in Workshops von eigenen Erfahrungen erzählen und hat Tipps für einen Kleiderschrank-Check, „um gemeinsam Schritt für Schritt für eine bessere Modewelt eintreten zu können.“

Das Projekt lädt ein, aktiv zu werden: zu Hause, in der Gemeinde, in der Öffentlichkeit. Ein „Kleiderberg“ auf der Straße oder im Raum fällt besonders ins Auge. Auch kann

es eine Fashion for Future-Challenge oder einen Jugendgottesdienst geben.

Gruppen, die für einen Exit Fast Fashion aktiv werden möchten, werden mit Vorträgen, Beratung und Workshops unterstützt. Das Projekt wird vom Amt für Mission, Ökumene und kirchliche Weltverantwortung/MÖWe der Evangelischen Kirche von Westfalen getragen. Die Stiftung Umwelt und Entwicklung NRW fördert es finanziell. Internet: → www.exit-fast-fashion.de

Kontakt: Miriam Albrecht, info@exit-fast-fashion.de,
Mobiltelefon: 0152 27347645

Katja Breyer und Dirk Johnen

„Die Liebe Christi bewegt, versöhnt und eint die Welt“ Der Ökumenische Rat der Kirchen tagt in Karlsruhe (30.08-8.09.2022)

Annette Muhr-Nelson

„Wir sind hier nicht bei den Olympischen Spielen“, sagte der ehemalige Generalsekretär Olav Fykse Tveit sinngemäß einmal bei einer Diskussion über den Ort der 11. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK). Doch hört man Anne Heitmann aus der badischen Landeskirche und Mitglied im Zentralausschuss, über diesen Prozess berichten, dann gab es zwischen den Kirchen, die sich um die Gastgeberschaft bemühten, durchaus einen wenn auch sportlich-fairen Wettbewerb.

„Warum ausgerechnet Karlsruhe?“ wurde die deutsche Delegation bei der entscheidenden Zentralausschusssitzung 2018 immer wieder gefragt. „Wir wollen euch nach Europa einladen, und in Karlsruhe, an der deutsch-französischen Grenze und mit der Nähe zu Straßburg kann man Europa erleben – europäische Versöhnungsgeschichte und aktuelle Herausforderungen ... Wir wollen euch nach Deutschland einladen ... in ein Land, dessen Kirchen der ökumenischen Bewegung angesichts ihrer Schuldgeschichte die Möglichkeit zum Neuanfang verdanken ... Wir



Foto: frannyanne, 123rf.com

laden euch nach Karlsruhe und Straßburg ein, wo hohe Gerichte ihren Sitz haben ... Hier wollen wir die Stimmen aus aller Welt zu den Fragen des gerechten Friedens und der Klimagerechtigkeit hören.“ So wurde geworben und argumentiert, und so überzeugte die Einladung schließlich, die Evangelische Kirche in Deutschland, Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) und die Ev. Landeskirche in Baden gemeinsam mit Kirchen in Frankreich und der Schweiz aussprachen.

„Europe needs some serious attention“, sagte der Bischof von Leeds und überzeugte damit viele Delegierte, obwohl sie Mühe hatten, den Namen Karlsruhe auszusprechen. Es ist das erste Mal in der Geschichte des Ökumenischen Rates der Kirchen, dass sein höchstes Gremium nach Deutschland kommt. In Europa tagte die Vollversammlung bisher zweimal: bei der Gründung 1948 in Amsterdam und 1968 in Uppsala in Schweden.

Der ÖRK ist in acht Regionen vertreten, die partnerschaftlich zusammenarbeiten: Afrika, Asien, Karibik, Europa, Nordamerika, Lateinamerika, Naher Osten und Pazifik.

Die Mehrheit der 349 Mitgliedskirchen, zu denen rund eine halbe Milliarde Christinnen und Christen gehören, ist in der südlichen Hemisphäre beheimatet. Für viele ist Europa immer noch verbunden mit den negativen Erfahrungen der Kolonialzeit. Andere halten Europa angesichts der zunehmenden Säkularisierung für einen gottverlassenen Kontinent.

Die große Chance bei ökumenischen Versammlungen ist es, behutsam und sensibel über die Bilder und Vorurteile zu sprechen, die sich tief in unseren Herzen angesiedelt haben, und gemeinsam zu entdecken, dass das Leben vielschichtiger ist und dass Gottes Wege weiterführen, als wir es uns träumen lassen. Für die Gastgebenden ergibt sich die einmalige Chance, schon bei den Vorbereitungen die eigene Geschichte mit den Augen der anderen zu lesen und die eigenen Themen mit den Augen der anderen zu betrachten.

So schreibt Anne Heitmann aus ihren Erfahrungen im Koordinierungsbüro in Karlsruhe: „Alle Erfolgs- und Versöhnungsgeschichten müssen sensibel und mit offenen Ohren für andere, schmerzhafte Erfahrungen in- und außerhalb Europas erzählt werden. Das gilt erst recht angesichts der Frage nach dem Umgang mit Geflüchteten - seit der Gründung des ÖRK ein zentrales Thema. Bei der Sitzung des Zentralausschusses 2016 wurde das Handeln Deutschlands in den Augen vieler Nichteuropäer anerkennend wahrgenommen. 2018 hatte sich das verändert, und jemand fragte mich: „Müssen wir als „people of colour“ Angst haben in Deutschland? Wie stark sind die populistischen und rechten Bewegungen bei euch?“ Ich habe ihn damals aus voller Überzeugung beruhigt und gesagt: Wir haben Probleme, aber es gibt keinen Grund, als Gast bei einer so wichtigen Veranstaltung besorgt zu sein. Ich hoffe, dass das auch weiter gelten wird.“

Nun läuft die heiße Phase der Vorbereitungen an. Erwartet werden immerhin rund 800 Delegierte und ca. 3.000 Besucher*innen und Gäste. Die Vollversammlung findet vom 30. August bis 8. September 2022 statt. Es gibt vier Vorversammlungen, eine Jugend-, eine Frauen-, eine Vorversammlung der indigenen Völker sowie eine des ökumenischen Aktionsbündnisses von und für Menschen mit Behinderungen.

Es gibt sieben Verhandlungstage mit thematischem Schwerpunkt. Am Wochenende reisen die Delegierten in Gemeinden im Umkreis, um dort kirchliches Leben vor Ort mitzuerleben. Zusätzlich zu den Plenarsitzungen, in

denen die Themen verhandelt werden, gibt es Workshops, ein sogenanntes „Brunnen-Programm“ – mit Anleihen an den Kirchentags-Markt der Möglichkeiten – sowie ein Besucher*innen-Programm, das für Menschen aus der Region gedacht ist.

Und natürlich gibt es geistliches Leben mit viel Musik, mit Gebet und Gesang, Bibelarbeit und Austausch. Die Morgen- und Abendandachten bilden das Herzstück einer Ökumenischen Versammlung. Hier kommen die unterschiedlichsten Traditionen, Kulturen, Sprachen, Musik- und Frömmigkeitsstile zusammen, stoßen aufeinander, ergänzen und kontrastieren sich, klingen zusammen und bleiben unterscheidbar – und schwingen sich doch am Ende ein in den großen weltumspannenden Chor aller Generationen vor und nach uns zum Lob Gottes. Solche Momente geistlicher Ökumene, Momente, in denen der Traum von der Einheit für einen Moment hör- und spürbar wird, kann auch das perfekteste Organisationskomitee nicht planen. Sie entstehen einfach, und es wird greifbar: in der ökumenischen Bewegung leben wir pfingstlich, getragen von der Hoffnung der Auferstehung, beflügelt durch die Gabe des Heiligen Geistes.

In NRW planen wir zusammen mit der ACK-NRW der Evangelischen Kirche im Rheinland und dem Internationalen Kirchenkonvent eine Besuchsreise nach Karlsruhe, die auch die Teilnahme an den Plenarsitzungen beinhaltet. Näheres dazu demnächst unter

→ www.moewe-westfalen.de.

Weitere Infos zur
Vollversammlung unter
→ www.oikoumene.org



Download Materialheft:

www.moewe-westfalen.de/materialiensammlung/materialheft-zur-oerk-vollversammlung-2022/

Friedensdekade geht mobil

Die App zur Ökumenischen
Friedensdekade

Die Ökumenische FriedensDekade immer dabei: in der Jacke, in der Hosentasche, auf dem Schreibtisch ... Ein kurzer Impuls für jeden Tag, ein Vorschlag für eine konkrete Aktion oder ein tägliches Friedensgebet. Alles an einem Ort und schnell griffbereit: die App zur FriedensDekade.



REICHWEITE FRIEDEN

Ökumenische FriedensDekade
7. bis 17. November 2021
www.friedensdekade.de



App zu FriedensDekade
Peace and pray



Eine Initiative der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens (EVLKS) und der Evangelischen Kirche Mitteldeutschland (EKM), finanziell geördert durch den Verein für Friedensarbeit im Raum der EKD.

Impressum

„Westfalen - Welt - Weit. Nachrichten aus Mission, Ökumene und kirchlicher Weltverantwortung“ wird herausgegeben vom Amt für Mission, Ökumene und kirchliche Weltverantwortung (MÖWe) der Evangelischen Kirche von Westfalen (EKvW), Olpe 35, 44135 Dortmund

Redaktion: Annette Muhr-Nelson, Tel. 0231-5409-72; Dirk Johnen, v.i.S.d.P., Telefon: 0231-5409-293;
www.moewe-westfalen.de, info@moewe-westfalen.de

Gestaltung: Grafikgestalten Schmerling & Kemmerling, Düsseldorf; **Druck:** Wiemer & Partner GmbH, Dortmund

Titelcollage: scyther5, 123rf.com; Grafikgestalten Schmerling & Kemmerling
gedruckt auf 100% Recyclingpapier